



DAS JOHANNEUM

Magazin des Vereins der ehemaligen Schüler der Gelehrtenschule des Johanneums e.V.

36 mal „Bühne frei!“

Theater mit Undine Probst



Miteinander reden
Kommunikation
als Lebenskunst

Fundraising
Neue Bühne
für die Aula

Luther-Dekade
Ausweg
aus der Krise?

Liebe Ehemalige,

„Lotto's coming home“: **Lotto King Karl** (abit. 1986), bekannter Barmbeker Barde, gab Ende Mai im Johanneum ein vielumjubeltes Benefizkonzert zugunsten des **Umbaus der Aulabühne**. Er setzte damit ein hoffnungsvolles Signal. Der Ehemaligenverein unterstützt dieses Umbauprojekt nachdrücklich. Die Bühne ist in die Jahre gekommen und entspricht nicht mehr den heutigen Anforderungen. Die Zahl der Johanniter wächst Jahr für Jahr – und damit auch die Aktivitäten, die in der Aula stattfinden: Konzerte, Vorträge, Theateraufführungen und vieles mehr. Hier kommt einmal mehr Fundraising als Aufgabe ins Spiel, denn ohne private Spender wird die Erneuerung der Bühne nicht glücken. Für mich ist das Fundraising eine der zentralen Aufgaben unseres Vereins. Wir Ehemalige sind die natürlichen Förderer unserer alten Schule, die uns Vieles gegeben und im Leben ermöglicht hat. Auf Seite 18 stellen wir Ihnen das Projekt vor. Lassen Sie sich begeistern!

Es ist zwar noch ein Jahr hin, bis die **Luther-Dekade** ihren Höhepunkt erreicht haben wird und überall in Deutschland Protestanten der Reformation gedenken. Diese Ausgabe des JOHANNEUM soll darauf einstimmen. Was und wozu wird da eigentlich gefeiert? Ist Luther, den die Evangelische Kirche Deutschlands so auffällig in den Mittelpunkt gerückt hat, heute noch aktuell? Oder ist er eher ein „Mann von gestern“? Ehemalige, die als Pastoren Experten für diese Fragen sind, haben darauf geantwortet. (Seite 22)

Auch der Kommunikationspsychologe **Friedemann Schulz von Thun** (abit. 1965) stand uns für ein Gespräch zur Verfügung. Von ihm können wir – um den Titel seines Bestsellers zu variieren – lernen, „miteinander zu reden“. Die Modelle, mit denen er Kommunikation beschreibt, sind eine Hilfe

im Alltag, aber ebenso in Extremsituationen, mit denen wir gegenwärtig beispielsweise in der Flüchtlingskrise konfrontiert sind. (Seite 18)

Ehemalige, die unter der Leitung von **Undine Probst** (praec. Ioh. 1979–2015) Theater gespielt haben, geraten ins Schwärmen, wenn sie an ihre Bühnenerfahrungen zurückdenken. Die Aufführungen und die Proben dafür haben sie mehr geprägt als vieles andere, was ihnen am Johanneum geboten wurde. Lesen Sie die Hommage auf Seite 12.

Ich bin selbst immer wieder überrascht, wie viele bekannte Namen in der Stadt Ehemalige sind. **Helmuth Kern** (abit. 1946) ist einer derjenigen Hamburger Politiker, deren Leistungen im Gedächtnis geblieben sind. Wir erinnern aus Anlass seines 90. Geburtstags an diesen verdienten Johanniter. (Seite 29)

Vor 25 Jahren **stritten sich Kollegium und Ehemalige um den Stellenwert des Griechischen**. Ich erinnere mich sehr gut an diese damals teilweise erbittert geführte Auseinandersetzung, fiel sie doch in jene Zeit, als ich begann, für den Ehemaligenverein zu wirken. Wir dokumentieren diesen Streit – und sind zugleich froh darüber, wie fest die alten Sprachen heute am Johanneum verankert sind. Das jüngst verabschiedete Leitbild der Schule ist eindrucksvoller Beleg dafür. (Seite 20)

Herzliche Grüße aus Hamburg

hr


Dr. Nikolaus Schrader (abit. 1983), Vorsitzender des Vereins der Ehemaligen der Gelehrtenschule des Johanneums.





Theaterleiterin

Titel
36 Jahre Theater mit Undine Probst S. 12

Magazin
Vereinsintern · Abiturjubiläum S. 4

Gespräch
Kommunikation als Lebenskunst S. 7

Ausland
Brexit S. 11

Aulabühne
Ein neues Projekt wird vorgestellt S. 18

Schulgeschichte
Glückliche Flucht nach Brasilien S. 19
Streit um Griechisch S. 20



Kommunikator

Christ und Welt
Luther-Dekade – Viel Lärm um nichts? S. 22
Für eine kraftvolle Liberalität! S. 26
Hamburg am Vorabend der Reformation S. 27
Engagement für bedrohte Christen S. 28



Lottogewinner

Porträt
Helmuth Kern, der Hafemann S. 29

Bibliothek
Buchpate gesucht S. 32



Reformator

Leserecho
Betr. Max Nonne S. 34

Werkschau
Aus der Ehemaligen-Produktion S. 35

Lebenswandel
Private & berufliche Veränderungen S. 41

Abschied
Verstorbene Ehemalige S. 43



Hafemann

Impressum
Redaktion & Verein S. 11

Titelbild: Johanna Günzl als „Momo“ (2007)

SAMMLUNG HUPERTZ

In der letzten Ausgabe des JOHANNEUM (1/2016) war dem Objektkünstler Günter Haese, dessen filigrane Skulpturen einen Sammlungsschwerpunkt des Ehepaars Hupertz bilden, ein Absatz gewidmet – leider ohne Abbildung. Das holen wir hiermit nach.



Günter Haese, *Plexus I*, 1985

RESEXEMPLARE

Während Reimers Nachlese „Das Johanneum 1945“ mittlerweile vergriffen ist, gibt es vom „Johanneum in der Nachkriegszeit“ (Untertitel: „Innenansichten eines Hamburger Traditions Gymnasiums“) noch einige Exemplare. Greifen Sie zu!



ZAHLEN UND FAKTEN

In diesem Jahr haben 86 Johanniterinnen und Johanniter die Reifeprüfung bestanden, vier mit der Bestnote 1,0. 31 mal stand die „1“ vor dem Komma. Mit einem Notendurchschnitt von 2,0 lag das Johanneum an 2. Stelle in Hamburg, knapp hinter dem Helene-Lange-Gymnasium. Die Durchschnittsnote aller Hamburger Gymnasien lag bei 2,34. Im August wurden 112 Sextaner eingeschult; vier 5. Klassen wurden eingerichtet.

TERMINE

17.11.2016, 15.30 Uhr: Einweihung des neuen „Stufenhauses“ (für geladene Gäste)

25.11.2016, 16–19.30 Uhr: Weihnachtsbasar

13., 14., 15.12.2016, 19.30 Uhr: Weihnachtskonzerte

27.12.2016, 17.00 Uhr: Mitgliederversammlung

27.12.2016, 18.00 Uhr: Ehemaligencocktail

VEREINSINTERN

Vorstandsveränderung

Christina Hille und Sabine Tantau (beide abit. 1996), seit 2007 im Vereinsvorstand aktiv, werden sich nicht wieder zur Wahl stellen. Der Vereinsvorsitzende Nikolaus Schrader dankt den beiden Ehemaligen: „Ihre Verdienste um den Verein sind groß. Ehemaligencocktail, Abifeier-Catering, Alumni Dinner, Homepage und XING-Gruppe sind wesentlich von ihnen betreut worden.“ Termin für die Nachwahl ist die Mitgliederversammlung am 27. Dezember.



Christina Hille und Sabine Tantau

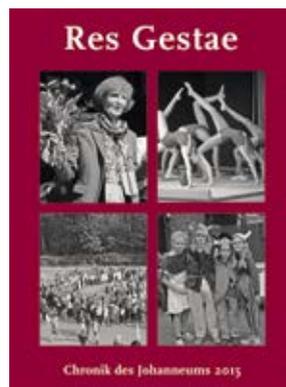
XING ... oder doch lieber Whatsapp?



Zur Erinnerung: Der Verein der Ehemaligen hat bei XING eine eigene Community eingerichtet; jeder kann sich dort kostenlos registrieren. Die Community ist der exklusive Ort für ehemalige Johanniter im Internet. Zur Zeit hat die XING-Gruppe 460 Mitglieder. Link: <https://www.xing.com/> Die Erfahrungen, die bisher mit der XING-Gruppe gemacht worden sind, sind allerdings – trotz steigender Mitgliederzahlen – nicht so gut wie erwartet. Meist hat sich nur eine One-Way-Kommunikation ergeben: der Vorstand wendet sich an die Vereinsmitglieder, aber umgekehrt passiert (zu) wenig. Erhofft hatte man sich eine stärkere Vernetzung der Ehemaligen; Kontakte sollten in alle Richtungen gepflegt werden. Die neueste Idee ist, eine Gruppe bei Whatsapp einzurichten. Rege Beteiligung ist erwünscht.

Traumhaft

Der Traum jedes Vereins: die alten Mitglieder bleiben, und junge kommen massenhaft hinzu. Um diesen schönen Traum wahr werden zu lassen, gibt es für die grünen Abiturienten weiterhin eine kostenlose Probestudienmitgliedschaft von einem Jahr: Sie werden zu allen Veranstaltungen eingeladen und erhalten ein Exemplar der „Res Gestae“ und zwei Ausgaben des „Johanneums“.



Res Gestae 2015

Unterstützung

Der Ehemaligenverein hat die „szenische Lesung wider das Vergessen“, veranstaltet am 8. Februar 2016 im Resonanzraum im Bunker auf dem Heiligengeistfeld, mit 500 € unterstützt. Zehn Schülerinnen und Schüler des Johanneums liehen bekannten und weniger bekannten Menschen die Stimme, die über ihre Erfahrungen mit dem Holocaust geschrieben hatten. Die Lesung war bereits 2015 mit dem Bertini-Preis ausgezeichnet worden.

Mitgliedsbeitrag

Bernd-Ludwig Holle, Kassenwart des Vereins, entschuldigt sich für den doppelten Lastschrift-Einzug in diesem Jahr: „Ich bedanke mich für die vielen wohlgemeinten Hinweise“. Er verspricht Besserung und hofft, für die Zukunft noch mehr Lastschrifteinzugsermächtigungen zu erhalten. (Das Lastschriftformular ist abrufbar unter: <http://ehemalige-johanneum.de/index.php/der-verein/beitragsstaffelung>)

Belohnung

Marlon Tobaben (abit. 2016) hat die neue Homepage des Ehemaligenvereins eingerichtet und gepflegt. Zum Dank wird er in den Verein aufgenommen.

ABITURJUBILÄUM



Beifälliges Klatschen der Jubilare

Die Feier der Abiturjubiläen ist in diesem Jahr erstmals von der Abiturientenentlassung abgekoppelt worden. Die Abiturjahrgänge sind mittlerweile so groß geworden, dass außer für sie, die Eltern und das Kollegium kein Platz mehr in der Aula ist. Zudem sind die Auflagen des Brandschutzes deutlich strenger geworden: Mehr als 400 Menschen dürfen in die Aula nicht hinein. Schulleiterin Inken Hose: „Die Abiturientenentlassung aus der Aula an eine andere Stätte Hamburgs zu verlegen, kam für uns nicht infrage, ist doch der Schumacherbau mit seiner Aula mehr als nur ein bloßes Schulgebäude für jetzige Schüler.“

So wurden also die Jubilare der Jahrgänge 1991, 1966, 1956, 1951, 1946 und 1941 für Freitag, den 8. Juli zu einem eigens für sie ausgerichteten Empfang mit anschließendem Festakt geladen. Ganz mussten die Jubilare auf die diesjährigen Abiturienten nicht verzichten: Viele von ihnen waren dabei, da sie an den musikalischen und szenischen Darbietungen beteiligt und zudem als Gäste eingeladen waren.

Frau Hose ist mit der Neuerung hochzufrieden. Einer der Jubilare (abit. 1951) schrieb ihr: „Es war ganz, ganz großartig. Ihnen und allen Beteiligten ganz herzlichen Dank. Möge es Ihnen gelingen, diesen Geist des Hauses – auch gegen missgünstige Widerstände – zu erhalten.“

Im nächsten Jahr findet die Feier für die Jubilare am 7. Juli 2017, 17 Uhr statt.



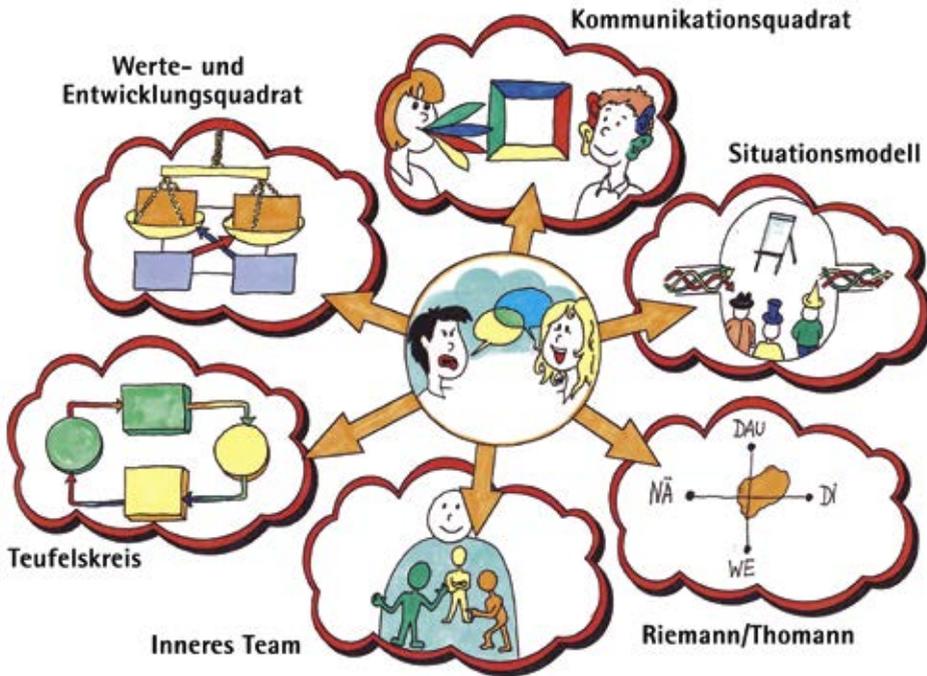
Der ewige Johanniter: Uli Gerhardt im Gespräch mit der Schulleiterin



Anziehungspunkt Bibliothek



Gut gelaunt: Abiturientinnen von 1991



Kommunikation als „Lebenskunst“

FRIEDEMANN SCHULZ VON THUN ÜBER DIE PRAXIS DES MITEINANDER-REDENS

Friedemann Schulz von Thun (abit. 1965) ist ein Star unter den deutschen Psychologen. Seine Ideen und Modelle – das Kommunikationsmodell, das Wertequadrat, die Metapher vom inneren Team etc. – fanden enormen Zuspruch bei den Studenten und haben die Welt der Trainer und Berater geprägt. Seine Bücher sind zu Standardwerken mit Millionenauflage geworden, bis in die gymnasiale Oberstufe hinein hat sich seine Kommunikationspsychologie verbreitet. Nach 33 Jahren Tätigkeit als Professor an der Universität Hamburg leitet er jetzt das „Schulz von Thun Institut für Kommunikation“ in der Rothenbaumchaussee. Für seine Verdienste hat die Universität St. Gallen ihm die Ehrendoktorwürde verliehen. In seinem neuesten Buch, zusammen mit dem Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen verfasst („Kommunikation als Lebenskunst“), demonstriert er noch einmal, welche Modelle, Konzepte und Methoden es Menschen ermöglichen, klarer miteinander zu kommunizieren und sich besser zu verstehen.



Schulz von Thun: Kommunikation lässt sich als ein eigenartiges Spiel begreifen, das auf vier Spielfeldern gleichzeitig gespielt wird. Dieses Simultangeschehen – man hört eine Äußerung und empfängt doch in ein und demselben Moment vier Botschaften – habe ich im Modell des Kommunikationsquadrats zusammengefasst. Die eine Seite ist die Ebene des Sachinhalts, der Information über die Verhältnisse in der Welt. Jede Äußerung enthält außerdem eine Beziehungsbotschaft, die signalisiert, was ich von dem anderen halte. Des Weiteren gibt man auch immer

Das Kommunikationsquadrat, wie Sie es beispielsweise in Ihrem Bestseller „Miteinander reden“ entwickelt haben, hat unser Nachdenken über Kommunikation verändert.

etwas von sich preis, das ist die Ebene der Selbstkundgabe. Und schließlich enthält eine Äußerung eine appellative Seite; man spricht, um etwas zu erreichen.

Das Urbeispiel dafür, das heute tatsächlich in den Schulen gelehrt wird, ist folgende Situation: Ein Mann und eine Frau sitzen im Auto, die Frau fährt, und er sagt: „Du, da vorne ist grün!“

Auf der Ebene der Sachinhalte ist dies eine überprüfbare Information, die wahr und falsch sein kann. Gleichzeitig gibt der Mann auch etwas von sich selber preis, eventuell ist er ungeduldig oder in Eile. Auf der Ebene der Beziehung lässt er vielleicht einen Kompetenz Zweifel an ihrer Fahrtüchtigkeit erkennen. Und womöglich enthält seine Äußerung den Appell, jetzt entschlossen Gas zu geben.

Der Sprecher spricht ja nicht nur mit „vier Schnäbeln“, wie Sie es nennen, sondern der Hörende empfängt mit vier Ohren und entscheidet letztlich selbst darüber, was ihm zentral erscheint. Auch das gehört zum Kommunikationsquadrat.

So ist es. Der Empfänger hat, schon weil er einen selektiven Gebrauch von den eigenen vier Ohren macht, einen erheblichen Anteil daran, was er an sich heranlässt. Bei manchen Menschen ist beispielsweise das Beziehungs-Ohr auf Alarmempfang gestellt, was dazu führt, dass sie jede Äußerung persönlich nehmen und sich leicht beleidigt fühlen – mit der Folge, dass sie eine Behinderung für die Sachauseinandersetzung entwickeln.

Kommunikativ musikalisch werden

Suggestiert Ihr Modell nicht die Durchschaubarkeit und Steuerbarkeit der Kommunikation? Wer die Kommunikation richtig analysiert und alle in ihr enthaltenen Botschaften expliziert, wird glücklich?

Um Himmels willen, nein! Es besteht wohl die Gefahr, dass mein Kommunikationsquadrat als eine Aufforderung missverstanden wird, möglichst alle vier Botschaften explizit zu formulieren. Das kann in manchen Momenten eines verqueren Gesprächsverlaufs eine heilsame Option sein. Aber als gültige Norm würde es das menschliche Miteinander sehr

umständlich und sogar plump machen. Ich habe einmal geschrieben, dieses Modell soll helfen, kommunikativ musikalisch zu werden, aber nicht als Richtschnur für die richtigen, korrekten Töne dienen. Es hat den Zweck, die eigene Sensibilität zu steigern und im Bedarfsfall die Analyse zu ermöglichen – aber ich schlage kein ideales Kommunikationsschema vor.

Wir nehmen für gewöhnlich an, dass wir ein Ich besitzen, eine stabile, fortdauernde Instanz. Sie sagen, dass der Blick ins Innere des Menschen zeige, dass wir viele sind. Sie sprechen von einem „Inneren Team“.

Die Metapher eröffnet große Chancen für den Umgang mit uns selbst: dass es menschenmöglich ist, aus der Not der inneren Zerstrittenheit eine Tugend der Synergie und der vereinten Kräfte zu machen. Wer mit sich selbst einig geworden ist, der kann der Welt mit vereinten Kräften begegnen. Zunächst gilt es – ob für sich allein oder im Rahmen eines Coachings –, die verschiedenen inneren Wortmelder, die sich zu einem Thema regen, zu identifizieren und zu personalisieren. Einmal angenommen, jemand bittet Sie um einen Gefallen. Sie spüren diffus: Oha, da habe ich mehrere Seelen in meiner Brust! Und Sie gehen der Frage nach: Wer meldet sich in mir? Womöglich lautet die erste Reaktion eines Teammitgliedes, das sich vor weiteren Belastungen schützen will: „Bloß nicht! Ich habe ohnehin schon genug am Hals.“ Diesem Botschafter gebe ich dann einen Namen, beispielsweise den „überforderten Ressourcenwächter“, der schon ohne diese neue Aufgabe am Rande ist. Wer meldet sich noch in dir? Denkbar ist, dass nun ein „Verständnisvoller“ in Erscheinung tritt, der dem anderen liebend gern diesen Gefallen tun würde. Und auch dieses innere Teammitglied braucht dann liebevolle Zuwendung.

Der erste Schritt hin zu einer gelingenden Kommunikation mit dem inneren Menschen besteht also darin, dass man die einzelnen Stimmen überhaupt wahrnimmt.

Genau, am Beginn der Selbstklärung, der inneren Teamkonferenz, steht zunächst die Anhörung und Benennung der Einzelstimmen. Vielleicht taucht aus der Tiefe der Seele noch

ein „Empörter“ auf, der diese Bitte als Zumutung empfindet. Der nächste Schritt ist dann die Teamkonferenz. Das Ziel dieser inneren Aussprache besteht darin, eine gemeinsame Antwort auf die Ausgangsfrage – Was soll ich tun? – zu erarbeiten. Im Idealfall kommt eine Antwort dabei heraus, die angemessener und stimmiger ausfällt, als wenn nur die erstbeste Stimme das Sagen gehabt hätte.

Wie real sind für Sie diese inneren Teammitglieder?

Was heißt für Sie „real“? Natürlich glaube ich nicht, dass in meinem Inneren kleine grüne Männchen herumgaunern und sich zu Wort melden. Entscheidend ist für mich, dass es mit Hilfe dieses Bildes gelingen kann, die eigene innere Dynamik zu fassen zu kriegen und sich darauf einen Reim zu machen. Real spürbar ist auch, dass jemand sich deutlich beruhigt und entspannt, wenn alle inneren Regungen und Teilnehmer zu Wort gekommen sind.

Die Entdeckung des Wertequadrats

Ein weiteres Modell, mit dem Sie kommunikative Qualitäten und deren Entwicklung beschreiben, ist das Wertequadrat. Sie haben dessen Entdeckung einmal als eine „kopernikanische Wende“ für Ihre eigene Arbeit bezeichnet.

Das sogenannte Wertequadrat habe ich im Werk des Psychologen Paul Helwig entdeckt. Gemeint ist: Jede Tugend, jedes Ideal, jede menschliche Qualität, eben jeder Wert kann nur dann für das Leben konstruktiv werden, wenn er sich in einer Balance zu einer komplementären „Schwestertugend“ befindet. Ohne diese ausgehaltene Spannung entsteht nach Helwig eine „Entartungsform“, die eine positive Qualität in eine Schwäche und Untugend verwandeln kann. Helwigs Beispiel: Sparsamkeit verkommt ohne den positiven Gegenwert der Großzügigkeit zum Geiz; umgekehrt ist aber auch Großzügigkeit ohne Sparsamkeit in Gefahr, zur Verschwendung zu missraten. Mir fiel auf, dass sich die Art der Beziehung zwischen den jeweiligen vier Wertebegriffen als Instrument der Persönlichkeitsentwicklung nutzen lässt. In dem abgelehnten Unwert – eben zum Beispiel

dem Geiz – muss sich nicht etwas prinzipiell Schlechtes, Krankhaftes verbergen, sondern es handelt sich hier um eine Überdosierung, die problematisch geworden ist. In der Logik des Wertequadrats wird unmittelbar deutlich, dass sich Geiz als ins Extrem getriebene Sparsamkeit begreifen lässt. Auch eine abgelehnte Eigenschaft enthält somit einen positiven, erhaltenswerten Kern. Es geht nicht um deren Beseitigung oder Verteufelung, sondern um ihre graduelle Rückführung und um die Vereinigung mit der Schwestertugend.

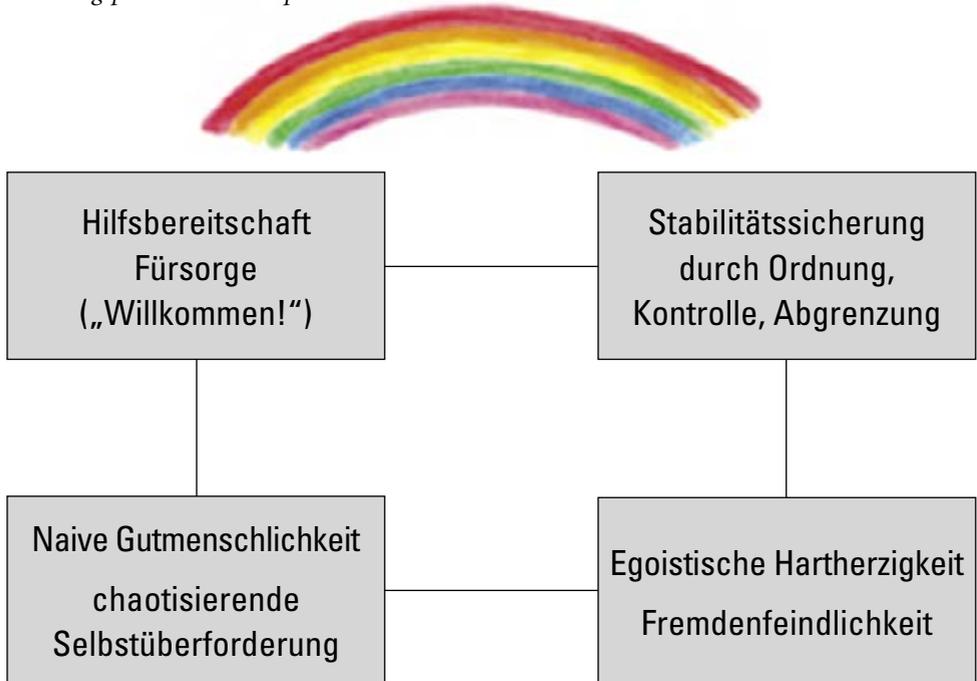
Sie haben gezeigt, dass sich das Wertequadrat auch für das Verständnis der aktuellen Flüchtlingskrise nutzen lässt.

Die Kommunikationspsychologie könnte in der Tat auch hier Anregungen zur Verfügung stellen. Ich habe mich gefragt, worum es in der Flüchtlingspolitik geht. Wofür steht Angela Merkel (und die Grünen), wofür steht die CSU? Hier treffen zwei Standpunkte aufeinander: Auf der einen Seite stehen diejenigen, die sich im Namen von Humanität, Menschenwürde und Nächstenliebe für die Willkommenskultur aussprechen. Von den Gegnern wird dies als blauäugiges Gutmenschentum, chaosstiftende Selbstüberforderung und naive Verherrlichung kultureller Buntheit interpretiert. Auf der anderen Seite finden sich diejenigen, die für eine harte

HUMANISTISCHE PSYCHOLOGIE

Friedemann Schulz von Thun ist ein Vertreter der „Humanistischen Psychologie“. Diese Richtung konzentriert sich programmatisch auf das autonome Subjekt. Der Mensch, so die Annahme, besitzt ein Potenzial zur individuellen Selbstentfaltung, das es zu fördern gilt. Dadurch unterscheidet sich die Humanistische Psychologie von der pessimistischen, an Defekten orientierten Psychoanalyse und vom Determinismus des Behaviorismus. Der Therapeut wird als „Wachstumsexperte“ (Ruth Cohn) verstanden, der sich von Qualitäten wie Empathie, Kongruenz und Wertschätzung leiten lässt.

Flüchtlingspolitik im Wertequadrat



Abgrenzung im Namen der nationalen Identität, Stabilität und Kontrolle plädieren. Auf diese Auffassung reagieren die Gegner ihrerseits mit dem Verdacht, hier handele es sich um eine nationalistische, eventuell fremdenfeindliche und womöglich sogar rechtsextremistische Beschwörung völkischer Reinheit. Und so nimmt die Polarisierung ihren Lauf: auf der einen Seite stehen dann diejenigen, die (angeblich) kein Herz haben, und auf der anderen Seite die, die (angeblich) den Verstand verloren haben. Was hier fehlt, ist eine dialogische Souveränität, die davon ausgeht, dass der Gegner auch einen Zipfel der Wahrheit zu fassen haben könnte und dass es sich lohnt, diesen Zipfel zu entdecken und zu würdigen. So könnte es gelingen, die Wahrheit zu zweit beginnen zu lassen. Das wird der Lösung zugutekommen, aber auch dem gedeihlichen Miteinander.

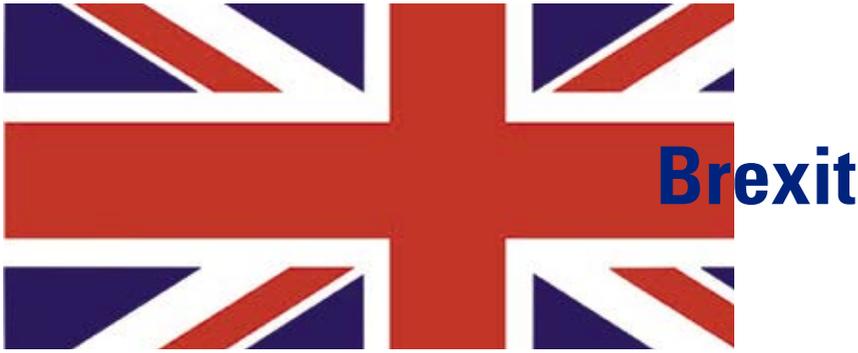
Ihr neues Buch trägt den Titel „Kommunikation als Lebenskunst“. Wie lässt sich der Begriff der Lebenskunst fassen?

Lebenskunst ist nicht in einem Regelbuch fixierbar, sondern ist diejenige Lebensführung, die zu mir und der individuellen Beschaffenheit meiner Seele passt, aber auch

von der Frage geleitet wird, was das Leben selbst an mich heranträgt. Es ist diese dynamische Balance aus Selbstfürsorge und Hingabe an ein Ganzes, von dem man selbst ein Teil ist, um die es geht. Statt fertiger Antworten haben wir eine Heuristik zu bieten im Sinne einer Kunst des Herausfindens. Die heuristischen Modelle und Methoden – hier zum Beispiel das Wertequadrat – laden ein zur individuellen Selbsterarbeitung. Die formale Struktur des Wertequadrats ist universell, aber sein Inhalt kann sehr spezifisch sein.

Redaktion: U.R.

Bernhard Pörksen /
Friedemann Schulz von Thun,
Kommunikation als Lebenskunst.
Philosophie und Praxis des Miteinander-Redens,
Heidelberg 2014



Wie erlebt ein Johanniter, der seit 12 Jahren mit seiner Familie in Großbritannien lebt, den „Brexit“? David Linden (abit. 1987), Psychiater und Professor für Translational Neuroscience an der Cardiff University/Wales, gibt Auskunft.

„Ich bin erschüttert über das Ergebnis der Abstimmung. Es ist erschreckend, wie gespalten die Gesellschaft ist. Die eine Seite spricht nicht mehr mit der anderen. Und es ist ein unangenehmes Gefühl, wenn man vor die Tür tritt und annehmen muss, der Nachbar hat gegen Europa abgestimmt. Dabei fühlen wir uns eigentlich sehr gut integriert; unsere Kinder besuchen walisische Schulen, wir arbeiten im National Health Service, wir engagieren uns in der Kirchengemeinde. Ich habe ein ungutes Gefühl, in welche Richtung sich das Ganze weiterentwickelt. In meinem persönlichen Umfeld habe ich antideutsche Ressentiments bisher nicht bemerkt, aber in der Boulevard-Presse wird das verhasste Europa oft mit Deutschland gleichgesetzt: das Europa, das man nicht will,



David Linden

ist das Merkel-Europa. Für uns an der Universität von Cardiff tätigen Wissenschaftler ist der Brexit auch deshalb eine Katastrophe, weil uns die Forschungsgelder, die bisher aus Europa kommen, künftig fehlen könnten – ebenso wie die Kolleginnen und Kollegen, die bisher gerne nach Großbritannien gekommen sind. Sofern wir in Wales bleiben, werden wir uns um die britische Staatsbürgerschaft bemühen. Wir haben das schon eingeleitet.“

IMPRESSUM

DAS JOHANNEUM
Magazin des Vereins ehemaliger Schüler
der Gelehrtenschule des Johanneums

Herausgeber:

Dr. Nikolaus Schrader (1. Vorsitzender)

Redaktion: Dr. Uwe Reimer (verantw.)

Fotos: Hinrich Franck, Gerd Hachmann

Gestaltung:

Landesbetrieb Geoinformation und Vermessung

Adresse:

Verein ehemaliger Schüler
c/o Johanneum, Maria-Louisen-Str. 114,
22301 Hamburg
Tel. 040/4 28 82 70

E-Mail:

Verein: info@ehemalige-johanneum.de

Herausgeber: nikolaus.schrader@de.pwc.com

Redaktion: uwreimer@t-online.de

Homepage:

www.ehemalige-johanneum.de

außerdem:

„Johanneum Hamburg Alumni“ bei www.xing.com

Vereinskonto:

IBAN: DE23200505501282141447

BIC: HASPDEHHXXX



Bretter, die die Welt bedeuten

BEI UNDINE PROBST HABEN SCHÜLERGENERATIONEN
THEATERERFAHRUNGEN GESAMMELT

Warum sie, die Theaterbegeisterte, nicht am Theater geblieben ist? Undine Probst (praec. Joh. 1979–2015) muss da nicht lange überlegen. Dass sie kleine Rollen am Schauspielhaus und Thalia-theater übernommen hatte, war Nebenbeschäftigung während Schulzeit und Studium gewesen, aber keine Lebensaufgabe. „Auf den beiden großen Bühnen an der Seite berühmter Schauspieler mitwirken zu dürfen, war inspirierend und beglückend für mich“, erinnert sie sich. Aber einen Beruf daraus machen, das wollte sie doch lieber nicht. Sie hatte anderes im Sinn: Sie studierte Germanistik und Geschichte – mit dem Ziel, Lehrerin zu werden und die „Faszination Theater“ an Schüler weiterzugeben: „Ich wollte Theater machen, ohne am Theater zu sein.“ Nach dem Examen wechselte sie die Seiten: von der Bühne auf den „Regiestuhl“ vor der Bühne. 36 Jahre Schultheater am Johanneum sind der Beweis, dass diese Entscheidung richtig war.

Kaum am Johanneum, gründete Undine Probst eine Theater-AG, zunächst für die Unterstufe, später erweitert durch Schüler der Mittelstufe (bis Klasse 10). Einige „kleine Schüler“ waren an die junge Kollegin, damals eine von wenigen Lehrerinnen im männerdominierten Kollegium, herangetreten und hatten um genau das gebeten, was auch ihr vorschwebte: eine Theatergruppe ins Leben zu rufen – ein Wunsch, den sie nur zu gern

erfüllte. Von dem Zeitpunkt an wurde Jahr für Jahr ein Stück erarbeitet und aufgeführt.

Theaterspielen bedeutete nicht, sich ein Stück vorzunehmen und es 1:1 auf die Bühne zu bringen. Typisch für Undine Probst ist die kongeniale Adaption. Sie hatte keine fertigen Stücke oder Drehbücher vorliegen, sondern stellte sie selbst her: Aus Heinrich Spoerls „Feuerzangenbowle“ stellte sie eine Bühnenfassung her, Christine Nöstlingers „Konrad, der Junge aus der Konservendose“ brachte sie auf die Bühne, Cornelia Funkes „Herr der Diebe“ und viele weitere Romanvorlagen. „Das war für mich immer die eigentliche kreative Phase“, erinnert sie sich. Bei der Lektüre habe sie ihre Schüler vor Augen gehabt, habe sie bereits auf der Bühne gesehen: „Theater fand in meinem Kopf statt.“ Ganze Sommerferien verbrachte sie so.

Wer Theater spielen will,
muss dafür brennen

Die Vorbereitungen waren also lange vor dem ersten Sprechprobentermin im Gange. Dann erst begann die wöchentliche Proben-Taktung bis hin zur geballten Proben-Häufung vor der Premiere: Nachmittage und Wochenenden wurden dafür angesetzt. Man musste schon sehr organisiert und diszipliniert dafür sein, sagt Undine Probst.



Undine Probst

Ärgerlich, wenn Schüler, gerade auch die mit tragenden Rollen, meinten, die Berlin-Fahrt mit den Eltern oder die Konfirmandenfreizeit sei wichtiger. Wer Theater spielen will, muss „dafür brennen“, ist sie sich sicher. Sie hat erlebt, dass sie bis zur Generalprobe nie alle Schauspieler zusammen hatte. „Am Theater ginge so etwas gar nicht!“ Zur Premiere waren aber alle immer da.

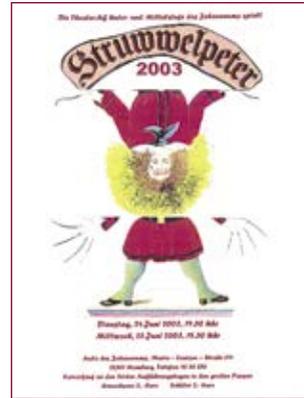
Ihre aktiven Bühnenerfahrungen waren ein Pfund, mit dem sie wuchern konnte. Im Thalia Theater hatte sie z. B. unter der Regie von Boy Gobert in der „Schönen Helena“ einen Cancan mitgetanzt, und diesen Tanz studierte sie – in Originalkostümen! – im „Kinderstar“ (1990) mit einigen Schülerinnen ein. „Das hat nicht nur den Tänzerinnen viel Spaß gemacht, der Cancan hat auch das Publikum begeistert.“

Die Schulbühne wandelte sich im Laufe der Jahrzehnte: in den Anfangsjahren war sie mit naturalistischen Kulissen ausgestattet, die Kunstlehrer Zeß liebevoll ausmalte („Der Kinderstar“, 1980), zuletzt war der Bühnenraum fast abstrakt-puristisch gestaltet („Viel Lärm um nichts“, 2015). Anfangs wurde die Dekoration noch mit Bordmittel bestritten: Wenn man einen Stuhl brauchte, wurde eben ein Schulstuhl genommen. Mit den Jahren und mit wachsender Routine war es mit solcher Art Improvisation vorbei; dann wurde, was man benötigte, im Fundus von Studio Hamburg oder bei Fahnenfleck besorgt. „Bei Fahnenfleck war ich Dauerkunde. Masken, Dolche, Elektrozigaretten, das konnte man dort alles bekommen.“ Im Grunde hat sie sich ständig umgeschaut, wo etwas angeboten wurde, was sie verwenden könnte: „Für die ‚grauen Herren‘, die in ‚Momo‘ auftreten, brauchte ich graue Hemden. Die hab ich dann zufällig bei C & A entdeckt, preisgünstig und in großer Stückzahl.“ Aber von der Stange habe es eigentlich nie etwas gegeben.

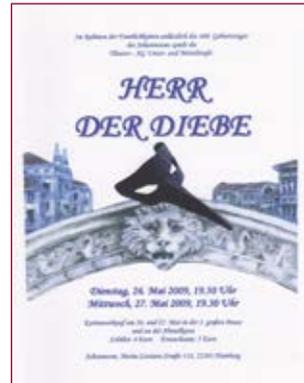
„ALLES HAT SEINE ZEIT!“

„1970 war Boy Gobert Intendant am Thalia-Theater. Gegeben wurde ‚Die schöne Helena‘, ein Stück von Peter Hacks. Ich war damals Studentin und hatte mich zum Casting beworben, wir mussten vorsingen und tanzen. Und ich bekam tatsächlich einen Vertrag als Kleindarstellerin, 700 Mark gab es damals dafür. Ein wunderbares Gefühl war das, mitmachen zu dürfen an der Seite von Johanna von Koczian, der Darstellerin der Helena. Man stelle sich vor: Cancan auf der Thalia-Bühne tanzen zu dürfen! Mit den Statisten-Rollen habe ich aufgehört, als ich ins Referendariat kam. Dann wollte ich nicht mehr solche subalternen Sachen machen. Alles hat seine Zeit!“

Undine Probst



Der Struwwelpeter (2003)



Herr der Diebe (2009)



Die Welle (2011)



Der gelbe Vogel (2012)

Astrid Lindgren-Abend (2008)
 Paula Rein, Henrietta von
 Eben-Worlée, Lea Westphal, Elisa-
 beth Rahmann



Erich Kästner-Abend (2005)
 Jonathan Steinbrecher,
 Balthasar Siekiera, Leo Wigger



Der kleine Prinz (2004)
 Leo Wigger, Marie-Christine
 Probst



Pünktchen und Anton (1984)
 Dirk Schellack, Philipp Wünschmann,
 Stefanie Hellge



Undine Probst ist alles zugleich gewesen – Autorin, Produzentin, Inspizientin, Regisseurin; bis zum Programmzettel lag alles in ihrer Hand. Die Schüler bemühten sich um tatkräftige Unterstützung, aber im Schulalltag mit seinen wachsenden Belastungen ließ sich so mancher gute Vorsatz nicht realisieren; die Zeit und die Kraft reichten oft nicht. Undine Probst erinnert sich an viele Probenanfänge – abends um 18 Uhr –, bei denen die Akteure zwar anwesend waren, aber müde und kraftlos erschienen, weil ihr Schultag morgens um 8 Uhr angefangen hatte und vor 20 Uhr nicht beendet sein würde. Um so erstaunlicher, wenn die Schüler, kaum hatten die Proben begonnen, wieder munter und frisch dabei waren. „Ich habe die Schüler nach so einem langen Tag für ihre Spielfreude bewundert!“

Schultheater ist kein Profitheater. Undine Probst, die aus der einen in die andere Welt gewechselt ist, weiß das genau. Als Regisseurin hat sie es nicht mit gelernten Schauspielern zu tun, sondern mit Schülern, die sich ausprobieren wollen, Erfahrungen mit Stimme und Körper machen sollen, sich „frei schwimmen“ müssen. Wer durfte mitmachen? Jeder, der Interesse hatte, konnte sich melden. Es gab kein strenges Auswahlverfahren. „Ich habe immer versucht, alle unterzubringen.“ Wenn nicht genügend Rollen zur Verfügung standen, wurde das Ensemble eben erweitert. „Für das ‚Haus in Montevideo‘ habe ich einen Kinderchor dazu erfunden, um alle irgendwie einzusetzen.“ Manches Mal standen auf der Besetzungsliste über 30 Mitwirkende. Sie fragt sich heute selbst, wie sie die alle unter einen Hut bringen konnte.

„Die Schüler hatten oft tolle Ideen!“

Viele Schüler wollten große Rollen haben, wollten gerne in der ersten Reihe stehen. Natürlich ging das nicht (immer), denn zum einen waren „Hauptrollen“ rar, und zum anderen stellte sich die Qualitätsfrage. „Manche Schüler konnten manche Rollen nicht angemessen darstellen, es passte einfach nicht.“ Wenn sich auch die meisten Besetzungen einvernehmlich klären ließen, ohne Enttäuschungen ging es nicht ab. „Das hat mich bis in den Schlaf beschäftigt, aber damit musste ich umgehen lernen.“ Wichtig war ihr, dass die Schauspieler ihre Rollen mögen, dass sie sie „nicht eindimensional“ spielen, sondern den Charakteren „etwas Schillerndes“ verleihen können.

Rollen wurden auch nie „vom Blatt“ gespielt, sondern entwickelt. „Die Schüler hatten oft tolle Ideen!“ Sie hätten regelmäßig in der Runde („Kritikrunde“) gesessen und besprochen, wie man die Rollen interpretieren könnte. Was am Ende dabei herausgekommen sei, das habe sich aus der Probenarbeit entwickelt. „Und ich selbst habe mich auch entwickelt“, gesteht sie. Mit Schmunzeln erinnert sie sich an ein NDR-Interview mit ihrer Schauspieltruppe: „Das war in den 80er Jahren. Ein Schüler hat auf die Frage, wie die Proben denn so ablaufen, geantwortet: ‚Frau Wollenzien (wie Undine Probst damals hieß) sagt, was wir zu tun haben, und wir machen das dann so.‘ So sei es

wohl früher wirklich gewesen, aber im Laufe der Jahre habe sie immer „filigraner an den Stücken gearbeitet“, die Aufführungen seien dann das Ergebnis von Schülern und Lehrerin gewesen.

Wandlungen hat sie in ihrem eigenen Repertoire bemerkt. Anfangs sei es doch viel Boulevard gewesen. Dann sei anderes dazu gekommen, auch Sprödes mit Tiefgang – Stücke, die „mehr nach innen gehen“: „So eine Liebe“ von Pavel Kohut (1996), „Der gestiefelte Kater“ von Tankred Dorst (1999), „Der gelbe Vogel“ nach dem Roman von Myron Levoy, „Der kleine Prinz“ von Antoine de Saint-Exupéry (2004) oder „Die Welle“ nach dem Roman von Morton Rhue (2011). Das sei ihr wichtig gewesen, dass sich nicht boulevardeske Action-Szenen auf der Bühne aneinanderreihen, sondern es so etwas wie „Momente der Erstarrung, des Innehaltens“ gegeben habe. „Aus dem Leben der Insekten“ von J. und K. Capek war so ein Stück, aus dessen Vergleich von Mensch und Tier man philosophischen Ertrag erzielen könne.

„Das ist Glücksgefühl pur!“

Letztlich gilt das auch für ihre Lieblingsautoren Erich Kästner und Astrid Lindgren, die sie mehrfach inszeniert hat. Die beiden großen Abende „Von Pünktchen, Emil, Anton und Erich“ (2005) und „Pippi, Michel, Ronja & Co.“ (2008) lagen ihr besonders am Herzen. Diesen Produktionen merkte man an, wie sehr Undine Probst hier in ihrem Element war: Sie schrieb diese Stücke als Mischung aus Romanszenen, Gedichten, Briefen sowie biographischen Fakten selbst und kam so ihren beiden favorisierten Autoren besonders nahe. Sie schätzt deren Einstellung zur Welt. Astrid Lindgren habe sich eingemischt, habe sich nicht verbiegen lassen und sei dabei bescheiden geblieben. Freundschaft und Verlässlichkeit seien Werte, die sie vermittele, und nicht zuletzt baue sie ihren jungen Lesern eine „Brücke zum Träumen“. Von Kästner habe sie den Weckruf an die Kinder mitgenommen: „Lasst euch die Kindheit nicht austreiben!“ Das klinge zwar nach didaktischem Zeigefinger, aber da Kästner ihn witzig-pointiert einsetze, gefalle ihr das Motto um so mehr.

Spannend sei es vor jeder Aufführung bis zuletzt gewesen. Manchmal hatte sie das Gefühl, dass die Schüler ihre Rolle niemals lernen würden. Und im letzten Moment hat es dann doch geklappt. „Auf einmal haben sie den Text beherrscht, den sie vorher nie konnten.“ Undine Probst erinnert sich, wie glücklich und dankbar sie nach der Premiere jedes Mal war: „Das ist Glücksgefühl pur!“

Und an dieses Gefühl denkt sie bis heute dankbar zurück.

Uwe Reimer



*Herr der Diebe (2009)
Johanna und Henrietta von Eben-Worlée*



*Ein Sommernachtstraum (2010)
Arvid Knoblauch, Gregor Baillie,
Solomon Mahmoodi*



*Das Streichquartett (2013)
Hans Hanschke, Arvid Knoblauch,
Eyvind Venske und Max Willems*



*Viel Lärm um nichts... als die Liebe
(2015) Aaron Siebert*



Johanna Günzl als Momo (2007)

Theaterluft als Lebenselixier

Der Vorhang fällt, die Scheinwerfer gehen aus, dann Stille, ein paar Sekunden lang, dann die Spannung zerreißen der Applaus und dann der Stolz – nacheinander treten wir auf die Bühne und genießen wieder, hier zu stehen, aber diesmal als wir selbst. Die Rolle bleibt hinter der Bühne, wartet auf ihren nächsten Auftritt am zweiten Spieltag. Und als dann alle, alle Schauspieler auf der Bühne stehen, fehlt noch immer jemand. Ich sprinte die Treppe hinunter, falle dabei fast über den viel zu langen Rock und komme bei der strahlenden Regisseurin an. „Frau Probst, darf ich Sie mit auf die Bühne nehmen?“

In all den Theaterjahren hatte ich immer das Gefühl, dass Frau Probst uns in diesen Momenten nicht die Show und den Applaus stehlen wollte. Nach einer bescheidenen Verbeugung versteckte sie sich schnell hinter den Schauspielern oder zog sich rasch wieder zurück. In diesem kleinen Rückblick werde ich Frau Probst daher zurück ins Rampenlicht bitten und vor allem das beleuchten, was die vielen Zuschauer häufig nicht sehen konnten.

Die einprägsamsten Erinnerungen von drei Jahren in der Theater AG der Unter- und Mittelstufe habe ich an mein allererstes Jahr. Ich hatte zuvor im Johanneum das

Theaterstück vom „Kleinen Prinzen“ gesehen und war so beeindruckt von der schauspielerischen Professionalität, der Spannung und Schönheit des Stückes, dass ich nichts lieber wollte, als auch mitspielen zu dürfen. In der 7. Klasse traute ich mich endlich. Für alle Anfänger gab es vier Wochen lang extra festgesetzte Proben, isoliert von dem Rest der Theatergruppe. „Lernt ein Gedicht und tragt es mimisch und gestisch so ausdrucksvoll wie möglich vor!“, „Verkaufe mir ein fliegendes Gummiboot!“, „Streitet Euch!“. Es waren manchmal lustige oder seltsame Aufgaben, die Frau Probst uns vorgab. Doch immer gab sie uns das Gefühl, dass diese fürs Theaterspielen ganz wichtig und zielführend waren. Und so rollten wir über den Boden, riefen, schrien, lachten und versuchten auch ein bisschen zu weinen, bis wir jegliche Bühnenscheu verloren hatten. Dann endlich durften wir zu den „Großen“.

Jedes Jahr gab es viele Spekulationen und Wetten darüber, welches Stück von welchem Autor wir wohl diesmal spielen würden. Ausnahmsweise wusste ich es in meinem ersten Theaterjahr bereits, denn Frau Probst hatte mich zuvor in der Pause zur Seite genommen: „Ich wollte dich gerne persönlich fragen und nicht, dass du es von einem der ‚Großen‘

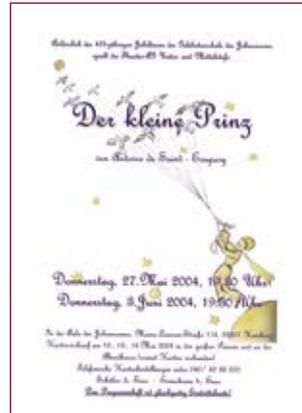
erfährst. Wir werden dieses Jahr ‚Momo‘ von Michael Ende spielen, und ich würde dich gerne als Momo sehen. Du hast in den Vorproben gut gespielt, und ich traue dir das zu. Traust du dir das auch zu?“

Momo spielen zu dürfen war eine große Ehre, und ich stimmte sofort zu. Viele Stunden lang Texte lernen, Probenabende und selbst Wochenenden folgten. Natürlich kam irgendwann auch das schreckliche Lampenfieber, welches ich in diesem Ausmaß noch gar nicht kennen gelernt hatte. Wir hatten die Generalprobe in den Sand gesetzt, und obwohl man beim Theater sagt, dass einer schlechten Generalprobe eine gute Premiere folgt, fühlte ich mich wie gelähmt. „Frau Probst, ich glaube, ich kann meinen Text überhaupt nicht mehr, ich habe Angst!“ Sie aber schien völlig ruhig. „Der Text kommt wieder, sobald du auf der Bühne stehst, und selbst wenn er nicht kommt, so bleib einfach in deiner Rolle, du kennst Momo doch jetzt so gut.“ Und das funktionierte tatsächlich.

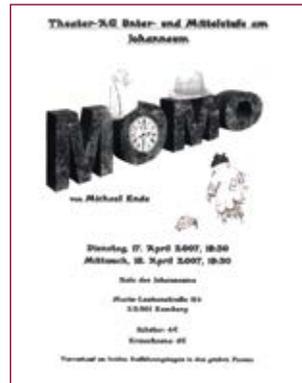
Eine bunte Phantasie, gepaart mit einer genauen Vorstellungskraft, wie die Dinge auszusehen hatten, leiteten Frau Probst in ihren Regieplänen. Ich kann mich gut an ihren Blick erinnern, wenn wir eine Szene zu Ende gespielt hatten und dann erwartungsvoll und etwas unsicher zu Frau Probst schauten. Sie legte den Kopf schief, sah etwas nachdenklich aus, sie verglich wahrscheinlich unser Spiel mit ihrer eigenen Vorstellung der Szene, dann nickte sie und sagte „Das war gut!“. Oder sie nickte nicht und sagte, „also, das war irgendwie kalter Kaffee“. Beeindruckenderweise schrieb sie viele der Texte selbst, reimte Gedichte, suchte die Begleitmusik und Kostüme heraus und konnte sich genau vorstellen, welcher Schauspieler welche Rolle spielen sollte. Wir wussten, wenn Frau Probst Regie führt, würde es gut werden.

Ich habe in vielen verschiedenen Theater AGs, von klassischem bis zum Improvisationstheater während des Studiums gespielt und viel gelernt. Letztendlich aber beginnt mein Schauspielgedächtnis in der 7. Klasse auf der großen Johanneumsbühne, dort zwischen Gigi und Beppo als Momo, mit strubbeligen Haaren über den offenen Souffleurkasten springend als Ronja Räubertochter oder als böse Barbarossa einer Gruppe Straßenkinder ihr Diebesgut abhandeln wollend. Wenn ich heute den Jazz Walzer von Schostakowitsch höre, denke ich noch immer an diese schöne Inszenierung von „Der Herr der Diebe“. Alle diese Ideen waren in der Phantasie von Frau Probst entstanden, und ich habe sie mir als schöne Erinnerungen und auch als Lebensweisheiten erhalten und zehre noch heute von ihnen.

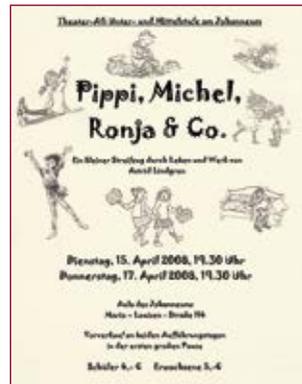
Johanna Günzl (abit. 2011)



Der kleine Prinz (2004)



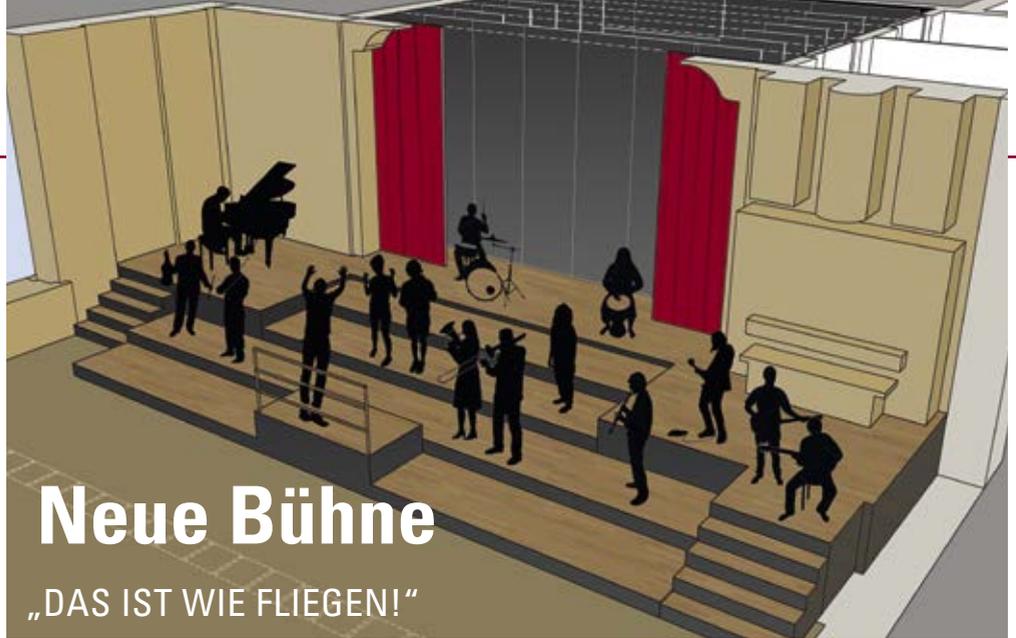
Momo (2007)



Astrid Lindgren-Abend: (2008)



Ein Sommernachtstraum (2010)



Neue Bühne

„DAS IST WIE FLIEGEN!“

Lotto King Karl (abit. 1986) hat sein Herz entdeckt für seine alte Schule und am 24. Mai im Johanneum ein Benefizkonzert zugunsten des Umbaus der Aulabühne gegeben. Humanistische Schule und bierselige Songs („Ich liebe dich wie Holsten“), auf den ersten Blick scheint das nicht so ganz zusammenzupassen. Aber den 300 Zuhörern war's recht. Man konnte mitsingen („Hamburg, meine Perle“), und der gute Zweck heiligte auch in diesem Fall die Mittel. Vereinsvorsitzender Nikolaus Schrader ist überzeugt: „Das war ein Awareness Event, jetzt kann es jetzt richtig losgehen.“

Die Bühne ist in die Jahre gekommen und entspricht nicht mehr den Anforderungen. Die Zahl der Johanniter ist Jahr für Jahr gewachsen und einhergehend damit auch die Aktivitäten, die in der Aula stattfinden: Konzerte, Vorträge, Theateraufführungen und vieles mehr. Und hier kommt Fundraising als Aufgabe ins Spiel, denn ohne private Spender wird die Erneuerung der Bühne nicht glücken.



Holger Schmidt: Architekt mit frischen Ideen

Holger Schmidt und sein Büro HS-Architekten haben die Pläne für die neue Aulabühne entworfen. Schmidt ist seit langem „Hausarchitekt“ des Johanneums.

Er hat die Neue Bibliothek eingerichtet, hat die Restaurierung der Flure betreut und die naturwissenschaftlichen Räume umgebaut. Er weiß also, wie die Schule „tickt“. Jetzt also die Aulabühne! Schmidt berichtet, wie

er an die Aufgabe herangegangen ist. Sein Ziel sei es gewesen, den Eindruck, den die Aula vermittelt, nicht durch grobe Eingriffe zu beeinträchtigen, sondern ihren Charme, allen erforderlichen technischen Neuerungen zum Trotz, zu erhalten. Die Aula, so weiß er, steht zwar nicht unter Denkmalschutz, aber „behutsames Bauen“ sei unerlässlich. Er will die Bühne so gestalten, dass sie multifunktional nutzbar ist. Vor allem sollte sie besser bespielbar sein, also vor allem größer werden, und sie sollte schneller umgewandelt werden können – Theateraufführungen haben eben einen anderen Bedarf als Konzerte und Chöre. Zumal die bisherige Platzierung des Orchesters habe gestört: „Ab Reihe zehn kann man gar nichts mehr von den Musikern sehen.“

Die Kosten für den Umbau sind erheblich. Eine vorläufige Kostenschätzung beläuft sich auf 270.000 Euro. Die größten Einzelposten sind die Motorpodeste (16 x 7.200 Euro) und die Gassenbühne (24.000 Euro). Aber Lehrer und Schüler sind überzeugt: Es lohnt sich. Machen Sie es wie Lotto King Karl, der mit den Konzerteinnahmen die ersten Umbauten der Bühne finanziert. Seien Sie mit dabei bei diesem schönen Projekt. Oder, wie Lotto singt: „Das ist wie fliegen.“



Inken Hose und Lotto: vereint für die neue Bühne

**Spendenkonto: Verein ehemaliger Schüler,
IBAN: DE82 2005 0550 1282 1213 73,
Spendenzweck: „Neue Bühne“**

Frau Hose mit
Frau Hochfeld Baker
im Schularchiv

Glücklich entkommen

HANS HOCHFELD (ABIT. 1930) FLOH NACH BRASILIEN

Maria Hochfeld Baker, 73 Jahre alte Brasilianerin, war Ende Juni 2016 zum ersten Mal in ihrem Leben in Deutschland, dem Land, aus dem ihr Vater Hans Hochfeld 1938 emigriert war. Die Hamburger Senatskanzlei hatte, wie sie das schon seit vielen Jahren zu tun pflegt, Angehörige von jüdischen Überlebenden zu einem Besuch in die Hansestadt eingeladen.

Maria Hochfeld Baker hat sämtliche Dokumente, die ihr Vater nach Brasilien retten konnte, zu ihrem Hamburg-Besuch mitgebracht, darunter eine Siegerurkunde, die er beim Sportfest des Johanneums im Jubiläumsjahr 1929 erhalten hatte. Der Besuch in der Hauptbibliothek, wo sie die Schülerkarte in die Hand nehmen und auf diese Weise mit der Vergangenheit ihres Vaters unmittelbar in Berührung kommen konnte, war für sie ganz besonders anrührend. Aus der Karteikarte konnte sie entnehmen, dass er 1930 die Abiturprüfung abgelegt hatte.

Nach dem Abitur studierte Hans Hochfeld Jura in Hamburg, verließ die Universität aber 1934, noch vor dem Staatsexamen, wieder. Er sah keine Chance mehr für sich im nationalsozialistischen Deutschland. Seine Mitgliedschaft im Hechaluz (hebräisch für Der Pionier), einem zionistischen Verband, zeigt, was er vorhatte: sich auf die Auswanderung nach Palästina vorzubereiten. Mitglied im Hechaluz konnte werden, wer einen für den Aufbau Palästinas notwendigen Beruf erlernte. Hans Hochfeld arbeitete ausweislich seines „Arbeitsbuchs“ von 1936 bis 1938 als Volontär auf dem Bau. Das letzte Arbeitsverhältnis endete am 12.11.1938, zwei Tage nach dem Novemberpogrom.

Hochfelds Prioritäten scheinen sich danach verändert zu haben. Als sich ihm, durch einen glücklichen Zufall, die Möglichkeit eröffnete, ein Einwanderungszertifikat

für Brasilien zu bekommen, griff er zu. Am 26. Dezember 1938 verließ er an Bord der „Monte Pascoal“ den Hamburger Hafen; am 11. Januar traf er in Brasilien ein. Mit Hilfe der

Jewish Community von São Paulo fand er Unterkunft und Beschäftigung. Er lernte seine künftige Frau, eine brasilianische Lehrerin, kennen; sie stattete ihn mit den nötigen Portugiesisch-Kenntnissen aus, die ihm halfen, eine „salesman“-Karriere, wie seine Tochter es nennt, zu machen.

Maria Hochfeld Baker hat von ihrem Vater nichts über sein Schicksal in Deutschland erfahren. Er hatte, wie so viele Überlebende des Holocaust, darüber nicht sprechen wollen. Nur einmal hat sie versucht, Näheres zu erfahren, war aber brüsk zurückgewiesen worden. Über die Jahre in Deutschland wollte er schweigen. Nur sein neues Leben zählte für ihn.

Von seinen Eltern, Alfred und Julie Hochfeld, hat Hans Hochfeld zuletzt 1942 gehört, kurz bevor sie nach Theresienstadt deportiert wurden, wie ein Schreiben des DRK belegt. Zwei Jahre später wurden sie im Vernichtungslager Auschwitz ermordet. Für beide sind Stolpersteine in der Langen Reihe 108 verlegt worden.

U.R.



Hechaluz-Mitgliedsbuch

Foto oben: Sabine Brunotte

VOR 25 JAHREN

Streit um Griechisch



Nachdenklich: Götterbote Hermes

Wir schreiben das Jahr 1991. Eine heftige, streckenweise leidenschaftliche Auseinandersetzung begann, die die Grundfesten des Johanneums zu erschüttern schien. Dramatis personae: das Lehrerkollegium und der Ehemaligenverein. Worum ging es? Um Griechisch als Pflichtfach ab Klasse 9. Sollte Griechisch verbindliche dritte Fremdsprache bleiben oder Wahlpflichtfach neben dem Französischen werden, wie das an anderen altsprachlichen Gymnasien schon lange der Fall war? Der Gedanke war zuerst im Lehrerkollegium aufgekommen, das sich fragte, wie man auf die gesunkenen Sextananmeldungen reagieren sollte – nur 46 Schüler waren in die 5. Klassen eingeschult worden (im Vorjahr: 57). In der Zeitschrift der Ehemaligen wurde daraufhin Alarm geschlagen: Diese Überlegungen gefährdeten die Substanz der Schule; „gegen eine Griechischdemontage“ werde man „auf die Barrikaden gehen“.

Die Argumente, die in dieser Auseinandersetzung ausgetauscht wurden, verdienen es, erneut präsentiert zu werden. Fast alle Ehemaligen, die sich an der Debatte beteiligten, brachen eine Lanze für das Griechische. Kritische Stimmen wie die von Niels Focken (abit. 1982) waren selten. Aus seiner Beobachtung, dass „eine souveräne Beherrschung der Originaltexte auch in den Leistungskursen nur wenigen (gelingt)“, zog er den Schluss: „Der Pflicht-Griechischunterricht ist bereits seit Jahren soweit eingedampft, dass an ihm jedenfalls der Erfolg oder Misserfolg humanistischer Bildung nicht festzumachen ist.“

Die große Mehrheit der Ehemaligen war sich einig: Am Griechischen dürfe nicht gerüttelt werden. Andernfalls würde man auf das „Fundament der klassischen Bildung“

verzichten und die Jugend „in ein System aus Nützlichkeitsabwägungen zwingen“ (David Linden, abit. 1987). „Wer Platon und Homer mühsam gelesen hat, erlebt hat, wie sie dachten, der sieht die Gegenwart mit anderen Augen, distanzierter, kritischer“ (Pierre van Hoeylandt, abit. 1990). Zur „Begabtenförderung“ gehöre Griechisch als Pflichtfach (D. Seitz, abit. 1941).

Harald Schütz, Schulleiter von 1961 bis 1969, dessen Stimme nach wie vor Gewicht hatte, meldete sich ebenfalls zu Wort. Er pries die Feinheiten der griechischen Sprache („Homerische Partikeln als urmenschliche Gebärden“) und machte auf den Stellenwert im Bildungsprozess aufmerksam. Zwar könne, wer Griechisch später „braucht“, auch dann wohl noch die nötigen Kenntnisse erwerben, aber der richtige Zeitpunkt sei verpasst: „Griechischlernen ist ein Abenteuer und hat, wie jedes wirkliche Lernen, im Leben eines Menschen ‚seine‘ Zeit.“

Kein Denkverbot

Die Lehrerschaft machte deutlich, dass sie nicht bereit war, sich ein Denkverbot erteilen zu lassen, und bestand darauf, dass ihr Anliegen, die Schule nicht mangels Elterninteresse aussterben zu lassen, ehrenwert sei. Der Vertrauensausschuss drückte es so aus: „Es gab einen Versuch des gesamten Kollegiums, den Alarmsignalen, die Gefahren für das weitere Bestehen des Johanneums anzeigten, Rechnung zu tragen. Darüber ernsthaft und verantwortungsvoll zu reden und möglicherweise aus solchen Reden praktische Konsequenzen zu ziehen, war das Ziel mehrerer Konferenzen.“ Von einer Demontage könne

keine Rede sein: „Dieses Kollegium schätzt und achtet seine Schule, deren Tradition und vor allem ihre Schülerinnen und Schüler.“

Anderthalb Jahre später, im Juni 1992, berichtete Schulleiter Hans-Friedrich Bornitz, wie stets betont sachlich, den Mitgliedern des Ehemaligenvereins über den Stand der Dinge: Es habe eine „Reihe von theoretischen Überlegungen“ gegeben, zu denen „auch Fragen nach einer alternativen Fremdsprache in Klasse 9“ gehört hätten. Letztlich habe die „intensive Diskussion“ von Schüler-, Eltern- und Lehrerschaft dazu geführt, dass die Sprachenfolge in der gewohnten Weise erhalten bleibe, also erst Latein, dann Englisch, schließlich Griechisch, und zwar verbindlich für alle.

Der Pulverdampf war schnell verraucht, nicht zuletzt deswegen, weil sich die Anmeldezahlen wieder stabilisierten. Bis heute hat das Griechische seinen unangefochtenen Platz im Fächerkanon des Johanneums bewahrt; es ist das Alleinstellungsmerkmal. Davon zeugt das „Leitbild“, das die Schule jüngst verabschiedet hat.

Red.



Unerlässliches Hilfsmittel, seit Jahrzehnten bewährt: Der Gemoll

LEITBILD JOHANNEUM

Im Mai 2016 hat sich das Johanneum ein neues „Leitbild“ gegeben. Über die Alten Sprachen heißt es:

„Das Johanneum ist mit der Verbindlichkeit der Alten Sprachen Latein und Altgriechisch einzigartig in der Stadt. Die Alten Sprachen sind mit den anderen Fächern inhaltlich vernetzt und tragen so zur Ausbildung eines besonderen Bildungskosmos bei.

Die langjährige Beschäftigung mit Latein und Altgriechisch eröffnet den Schülerinnen und Schülern einen einzigartigen Zugang zu dem kulturellen Reichtum der antiken Welt und lässt sie darüber hinaus die Transformationsprozesse erkennen, die zur heutigen Vielfalt der europäischen Kulturen geführt haben.

In der Beschäftigung mit griechischen und lateinischen Originaltexten setzen sich die Schülerinnen und Schüler mit bedeutenden Persönlichkeiten der Antike und mit menschlichen und gesellschaftlichen Grundfragen auseinander.

Die Alten Sprachen erschließen sich über einen allmählichen und detailgenauen Übersetzungsprozess. Dadurch trainieren die Schülerinnen und Schüler eine von Genauigkeit und Geduld geprägte Arbeitshaltung und fördern die Fähigkeit zu Textanalyse und Sprachreflexion.“



In 3 Tagen 34.000 mal verkauft: Luther als Playmobilfigur

In der letzten Nummer dieser Zeitschrift stellen wir die Frage nach der Zukunft der beiden großen Kirchen („Krise oder Ende?“). Die Krisensymptome liegen auf der Hand: Immer weniger Menschen nehmen noch am religiösen Leben teil, Kirchenaustritte erreichen Rekordniveau. „Die Gruppe der Konfessionslosen“, so die 5. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, „übertrifft mittlerweile im Bundesgebiet die Gruppe der Deutschen mit jeweils katholischer oder evangelischer Konfessionszugehörigkeit.“ Diese massive Entchristianisierung hat zur Folge, dass Kirchen geschlossen und Gemeinden zusammgelegt werden müssen. Symbolträchtig ist der Verkauf der Kapernaum-Kirche in Hamburg-Horn an die arabisch geprägte Al-Nour-Gemeinde: Finanziert durch die Golfstaaten, verwandelt sich die Kirche demnächst in eine Moschee.

Die Luther-Dekade, die die Evangelische Kirche aus Anlass des 2017 bevorstehenden Reformationsjubiläums ausgerufen hat, ist als ein Versuch anzusehen, sich diesem Trend entgegenzustemmen. Die Dekade ist also nicht nur der Auftakt zu einer der üblichen Hundertjahrfeiern, wie es sie seit 1617 regelmäßig gegeben hat und in deren Verlauf Luther zum Nationalhelden emporstieg, sondern auch ein Hilferuf in Zeiten nachlassender Akzeptanz.

Wir fragen drei ehemalige Johanniter, die als Pastoren den Wandel von der Volks- zur Rumpfkirche am eigenen Leib erleben, nach ihrer Einschätzung. Was bedeutet ihnen das Reformationsjubiläum? Wie aktuell ist Luther heute noch? Und: Wieviel echtes

Luthertum kann sich die evangelische Kirche heute noch erlauben?

Bereits zehn Jahre vor dem Jubiläum des 500. Jahrestags des Thesenanschlags von Martin Luther hat die evangelische Kirche begonnen, sich und die Welt auf dieses Ereignis einzustimmen. Ein langer Anlauf – hat er sich gelohnt?

Seelemann: In der Öffentlichkeit, jedenfalls hier in Dithmarschen, findet die Luther-Dekade nicht oder nur wenig statt, im Pastorenkreis dagegen sehr wohl. Sie ist also eher eine Inner-Circle-Veranstaltung der Pastoren und der kulturell interessierten Senioren. Im Meldorfer Dom haben wir zur Zeit eine Ausstellung über „Reformation und Frauen“, ein Thema, das im Rahmen der Luther-Dekade ausdrücklich gewürdigt wird. Aber in der Öffentlichkeit, also bei der ländlichen Bevölkerung stehen andere Themen im Vordergrund, die Milchquote und die Flüchtlinge. Das ist für meine ländlich geprägte Gemeinde bedrängender.

Engelbrecht: Im Moment beschäftigen uns hier in St. Katharinen andere Dinge. Aber im nächsten Jahr werden wir mit Veranstaltungen dabei sein. Dieses Schauen auf Jubiläumsdaten, diese Zahlenmystik, ermüdet einen fast schon wieder und absorbiert Kraft, die man an anderer Stelle besser einsetzen kann. Das Reformationsjubiläum ist ein EKD-Projekt, und das Problem ist, wie kommt es über die vielen Stufen – EKD, Landeskirchen, Sprengel, Kirchenkreise, Propsteien – letztlich bei den Gemeinden an. Da gibt es auch Misstrauen und Reibungsverluste.

Die – separat befragten – Ehemaligen gehören verschiedenen Generationen an.

Albert Schäfer (abit. 1962) war 28 Jahre Pastor in Weinheim an der Bergstraße. Seine Dissertation trägt den Titel „Die theologische Beurteilung des Krieges in der deutschen protestantischen Theologie zwischen den Weltkriegen“ (1978). Sein Interesse an Friedensethik hält bis heute an. Auch nach seiner Emeritierung hält er weiterhin bis zu 15 Gottesdienste pro Jahr in der St. Lukas- und der Eirene-Gemeinde in Hamburg-Fuhlsbüttel.

Frank Engelbrecht (abit. 1984) ist seit 2003 Pastor an der St. Katharinenkirche, einer der fünf Hauptkirchen Hamburgs, die zugleich Gemeindekirche für die neu entstehende Hafencity ist. Zuvor war Engelbrecht als Schulpastor bei der Stiftung Alsterdorf beschäftigt und bei der deutschen Gemeinde in Kopenhagen. An St. Katharinen ist er, neben den normalen seelsorgerischen und gemeindlichen Aufgaben, mit der Begleitung der Stadtentwicklung befasst.

Hans-Ulrich Seelemann (abit. 2001) ist seit Juni 2015 Pastor in der Gemeinde Burg (Dithmarschen). Er hat Theologie in Hamburg, Rostock und Kiel studiert. Seine Vikarusbildung erhielt er in Meldorf.

Gibt es womöglich gar nichts zu feiern?

Schäfer: Für die Jubiläumsfeier gibt es mehr als genug Gründe. Die biblische Verkündigung in der Landessprache gehört dazu, die jedem Gläubigen einen direkten Zugang zu Gott eröffnete. Die verkrustete Hierarchie der alten Kirche, die ja diktatorische Züge hatte, wurde aufgebrochen und der Dogmatik, die sich jeder Diskussion entzog, die Grundlage entzogen. Das war ein Stück Demokratisierung der Kirchenverfassung. Luther hat die Menschen dazu befreit, über sich selbst und über Glaubensfragen selbständig nachzudenken.

Ist Luther heute noch aktuell? Oder ist er eher ein „Mann von gestern“?

Seelemann: Ich will die Frage nicht allgemein beantworten, sondern zunächst ganz persönlich: In meinem Studium war Paulus

ein Schwerpunkt, da kam man an Luther nicht vorbei. Luthers Gedanken sind zwar nicht einfach nachzuvollziehen, aber mir bedeuten sie viel. Nur der Glaube an Christus



Hans-Ulrich Seelemann

kann uns retten, mit diesem Gedanken kann ich etwas anfangen. Dafür ist eine Stelle im Römerbrief zentral. Da ist die Rede von einer „Kraft Gottes“, die alle selig macht, die ans Evangelium glauben – „gerechtfertigt“ ist, wer „seines Glaubens lebt“ (Röm 1,16–17). Die Rechtfertigungslehre bietet uns große Freiheit – die „Freiheit eines Christenmenschen“, wie das Luther nennt. Diese Freiheit kann uns helfen, uns weniger Sorgen zu machen – sie ist eine Freiheit, aus der heraus wir leben können. Das ist sehr zeitgemäß.

Engelbrecht: Dass Luther sich einen „gnädigen Gott“ verschaffen wollte, das war in dieser Formulierung ein sehr persönliches und auch zeittypisches Ansinnen Luthers, das heute nur noch schwer zu vermitteln ist. Luthers seelische Qualen, seine Angst vor der Hölle – da ist er sehr Kind seiner Zeit. Mich beschäftigt das nicht in dieser Weise, und ich vermute, dass es vielen meiner Zeitgenossen ähnlich geht. Aber wenn ich Luthers Frage übersetze, gewinnt sie doch deutliche Aktualität. Für diese Übersetzung ist die Sinn-Frage das Entscheidende: Woher finde ich die Kraft, damit ich mich in dieser Welt geborgen fühlen kann? Gerade in Zeiten wachsender Ökonomisierung ist das eine sehr aktuelle Frage: Wer bestimmt über meine Würde, meinen Wert, meine Rechte als Mensch? Mein Geldbeutel? Dass ich zufällig den richtigen Pass besitze? Mein Arbeitsplatz? Oder – jetzt kommt Luther – eine Macht, an die keine Macht der Welt heranreicht: der Gnädige Gott! Der Glaube erlaubt mir, mich aufgehoben zu fühlen und sorglos zu sein.

Luther schreibt: „Gott ist in allen seinen Worten, ja Silben, wahrhaftig; wer eines nicht glaubt, der glaubt keins.“ Dieser Wort-Glaube ist sicher nicht mehr zeitgemäß.

Schäfer: Die Bibel wortwörtlich zu nehmen gehörte zur „Denke“ seiner Zeit. Ich plädiere aber dafür, Luthers Bibelverständnis als wesentliche Etappe zu sehen auf dem Weg zu größerer Mündigkeit: die Bibel selbst zu lesen war eine Befreiung von der bisherigen Autoritätsgläubigkeit gegenüber der alten Kirche. Wir haben heute natürlich einen anderen Umgang mit der Frage, was wahr ist. Nehmen wir die Schöpfungsgeschichte. Wir nehmen sie, anders als das ein fundamentalistischer Umgang damit tun würde, nicht wortwörtlich. In dichterischer Gestalt werden Werte tradiert. Wir lösen uns vom Wort, um den Sinn zu erhalten. Was wir lernen können, ist zu staunen. Es ist das dankbare Staunen, das der Schöpfungsbericht schafft; das ist das Wichtige daran.

Engelbrecht: Mit dem Biblizismus der Evangelikalen, die alles wortwörtlich nehmen, kann ich nichts anfangen. Aber auch die kritische Bibelexegese, wie wir sie seit dem 19. Jahrhundert kennen, hat mich nie geschreckt. Im Grunde hat Luther mit seiner aus heutiger Sicht vielleicht naiven Annäherung an die Bibel recht. Ich würde heute von einer „zweiten Naivität“ sprechen. Die Worte, die Klänge, die Bilder, die die Bibel enthält, sind ein unglaublicher Reichtum. Und wenn sich die Evangelien widersprechen, ist das für mich kein Beinbruch, im Gegenteil, ich finde das toll. Die Texte fangen an zu leben, wenn ich mich mit ihnen beschäftige.

Seelemann: Luther hat die Bibel wörtlich genommen. Ich bin dafür, mit diesem Wortglauben paulinisch umzugehen. Für Paulus ist nicht das Wort entscheidend, wie es aufgeschrieben ist. Er hatte sich vom worttreuen Pharisäer zum Heidenmissionar geöffnet. Ihm geht es um den Kern der Erlösungsbotschaft, um das Evangelium (Röm 1,16–17) und damit auch um eine Überwindung der wörtlichen Befolgung des Alten Testaments. Diese Botschaft gilt es auch heute für die Menschen begreifbar zu machen. Eine wörtliche Bibelauslegung kann eine Radikalisierung mit sich bringen, so wie es in einigen evangelikalen Freikirchen, vor allem in den USA, zu sehen ist. Hinzu kommt, dass eine wörtliche Befolgung meines Erachtens nur auf Grundlage des Urtextes möglich sein könnte, da jede Übersetzung der Bibel bereits

eine Interpretation mit sich bringt. Da es „den“ Urtext aber nicht gibt, muss immer wieder neu interpretiert werden, wie die Worte in der heutigen Zeit zu verstehen sind.

Wolfgang Schäuble hat anlässlich des anstehenden Reformationsjubiläums den deutschen Protestanten eine einseitige Politisierung vorgeworfen. Er habe den „Eindruck, es gehe in der evangelischen Kirche primär um Politik, als seien politische Überzeugungen ein festeres Band als der gemeinsame Glaube.“



Albert Schäfer

Schäfer: Politik ist kein gottferner Raum. Wir sind verantwortlich für die Bewahrung der Schöpfung, und zumal die Kirche muss sich zu Wort melden. Glaube ist keine auf mich beschränkte

Innerlichkeit, auf die ich mich zurückziehe; Glaube kennt keine Grenze. Auf die Frage, ob Kirche überhaupt ein Mandat hat, sich öffentlich einzumischen, antworte ich: Das Mandat kommt aus der biblischen Botschaft, nämlich aus Genesis 1,28 und 2,15. Das „Bebauen und Bewahren“ der Erde, wovon dort die Rede ist, meint die Verantwortung des Menschen für die Schöpfung.

Die Lutherdekade könnte als Chance zum Dialog zwischen den christlichen Kirchen genutzt werden. Gibt es Anzeichen für eine ökumenische Annäherung?

Schäfer: Der Dialog ist unerlässlich, er ist aber für mich mit mehreren Fragezeichen versehen. Ich kann da aus meiner Erfahrung als Pastor in Weinheim erzählen. Dort gab es eine 50:50-Situation, die eine Hälfte der Bevölkerung ist evangelisch, die andere katholisch, keine Konfession ist in der Minderheit und muss sich auf Kosten der anderen profilieren. Wir hatten eine faire Gemeinschaft, hatten regelmäßig einen ökumenischen Gemeindegottesdienst und gemeinsame Bibelwochen. Aber die Gemeinsamkeiten hörten immer auf beim

Abendmahl, da gab es einen nicht aufheb-
baren Gegensatz. Wenn an solchen dogma-
tischen Grundsätzen nichts geändert wird,
dann wird das nichts mit der Ökumene. Eine
Einigung auf der Basis des kleinsten gemein-
samen Nenners kann ja nicht das Ziel sein.



Frank Engelbrecht

Engelbrecht: Ich will auf drei ver-
schiedenen Ebenen auf die Frage ein-
gehen. Es passt zu unserer sich immer
stärker differenzierenden Welt, wenn
Organisationen und Verbände sich auf-

teilen. Warum nicht auch die Konfessionen?
Außerdem geht es immer auch um Ressour-
cen, also um die Frage, wer bekommt was.
Die Interessenvertreter der kirchlichen Insti-
tutionen werden sich schwer damit tun, dass
sich die Unterschiede zwischen ihnen verwis-
chen, wenn das ihre Selbsterhaltung gefähr-
det. Was schließlich die Menschen angeht: für
sie ist die Trennung der Kirchen nicht mehr
einsichtig. Für sie sieht es so aus, als wird
ständig über die falschen Dinge diskutiert,
wie z.B., ob Menschen unterschiedlicher
Konfession gemeinsam Abendmahl feiern
dürfen. Im Übrigen finde ich, dass die Pro-
testanten eine Position zu verteidigen haben:
in dubio pro Einzelnen. Wir sollen die Men-
schen ermutigen, den Rücken nicht zu beu-
gen und Luthers Worte zu beherzigen: „Hier
stehe ich, ich kann nicht anders.“ Das ist der
Beitrag der Protestanten zur Demokratie.

**Zu den Aufgaben, vor denen der Protestan-
tismus heute steht, gehört die Auseinander-
setzung mit dem Islam. Führende EKD-Ver-
treter engagieren sich für eine Kooperation
mit Muslimen. Von Evangelikalen – zum
Beispiel von Ulrich Rüß, der viele Jahre
Pastor von St. Johannis in Eppendorf war –
wird ihnen deswegen Verrat am Christen-
tum vorgeworfen.**

Schäfer: Wir müssen den Muslimen ihren
Glauben zugestehen, ohne unseren eigenen
Glauben zu verraten, das heißt, dass wir
unsere Wahrheitsbehauptung nicht aufge-
ben. Toleranz hat etwas mit „tragen“ zu tun,
wir müssen uns wechselseitig ernst nehmen

und ertragen. Streit gehört dazu, etwa über
Menschenrechte, aber auch die Bildung von
Koalitionen, wenn wir bei der Bewältigung
gesellschaftlicher Aufgaben Gemeinsamkeiten
sehen. Solche Gemeinsamkeiten gibt es
durchaus: Ich erinnere mich, dass die Schura,
der Rat der islamischen Gemeinschaften, sich
gegen einen „Ehrenmord“ geäußert hat, aber
ihre Position öffentlich nicht wahrgenom-
men wurde. Das haben dann unsere Gemein-
den übernommen – und damit ein Zeichen
gesetzt gegen anti-islamische Vorurteile.

Seelemann: Wenn man die paulinische
Rechtfertigungslehre ernst nimmt, auf die
Luther seine Lehre aufbaut, ist das eine sichere
Basis für die Auseinandersetzung. Für Paulus
ist es existentiell, dass die Botschaft Jesu für
alle Menschen gilt. Aber auch in den Evange-
lien wird immer wieder berichtet, wie Jesus
gerade auch auf Menschen zugeht, die nicht
dem Judentum angehörten, so wie er es tat.
Paulus öffnet dann die Grenzen des Juden-
tums endgültig, indem er mit der Heidenmis-
sion beginnt. Wobei ich damit nicht meine,
dass wir mit dem Ziel auf den Islam zugehen
sollten, die Muslime zu missionieren. Luther
kannte in seiner Zeit den Islam nur als Tür-
ken-Gefahr, die er abwehren wollte. Das ist
heute anders. Das Jesus-Wort vom barm-
herzigen Samariter kann uns Orientierung
bieten: Die Muslime, die jetzt als Flüchtlinge
zu uns kommen, sind es, die unsere tätige
Nächstenliebe brauchen. Wenn wir sie mit
radikalen Islamisten in einen Topf werfen,
grenzen wir sie aus. Das wäre unchristlich.

Engelbrecht: Ohne interreligiösen Dialog
geht es nicht, und wo er gelingt, ist er un-
gemein wertvoll und auch erfrischend. Bedenk-
lich finde ich nur, wenn das mit einer Aufgabe
der eigenen Position einhergehen würde. Ein
guter Dialog lebt vom Zuhören und Neugier,
davon, dass wir Fremdes auch mal fremd sein
lassen, und davon, dass wir den anderen mit
dem, was unsere Herzensangelegenheit ist,
herausfordern. Also bitte keine Selbstaufgabe
aus Angst anzuecken. Daran sollten wir fest-
halten im Gespräch mit Muslimen ebenso
wie mit anderen Religionen, aber auch mit
Konfessionslosen und unseren „eigenen Leu-
ten“. Da mag es sein, dass die Damen und
Herren der „Kirchlichen Sammlung um Bibel
und Bekenntnis“ von Ulrich Rüß ein Gespür

haben für manch laue EKD-Verlautbarung. Die Alternative, die sie bieten, ist aus meiner Sicht allerdings haarsträubend rückwärtsgerichtet. Wir brauchen keinen Konfessionalismus, sondern eine starke Liberalität.

Muslime scheinen sich ihres Glaubens sehr sicher zu sein. Dem steht eine eher ahnungslose junge Generation gegenüber, der die biblische Botschaft wenig bedeutet, wohl auch deswegen, weil sie sie kaum mehr kennt.

Seelmann: Das stimmt, es gibt selbst in Gemeinden wie meiner, wo von den 4000 Einwohnern immerhin knapp 70 Prozent in der Kirche sind, diesen Traditionsbruch, der dazu geführt hat, dass das religiöse Fundament verloren gegangen ist. Viele Menschen sind in der Kirche, ohne dass sie dort

öffentlich in Erscheinung treten. Biblische Inhalte sind wenig bekannt und Rituale genauso. Nur für Bestattungen, von denen ich 30 bis 40 pro Jahr habe, stimmt das nicht; da wissen die Trauernden Bescheid oder sie lassen sich von der biblischen Auferstehungshoffnung trösten. Wenn wir das ändern wollen, sollten wir uns daran erinnern, dass die Reformation ja auch eine Bildungsrevolution war. Der einzelne Gläubige sollte sich die Bibel selbst erschließen können und eingeladen werden, seinen persönlichen Glauben immer wieder zu hinterfragen. Daran sollten wir uns heute ein Beispiel nehmen: Wir sollten das Reformationsjubiläum für eine Bildungsoffensive nutzen, um wieder mehr religiöse Inhalte und Werte ins Bewusstsein zu bringen.

FÜR EINE KRAFTVOLLE LIBERALITÄT!

Michel Houellebecq beschreibt in seinem Roman „Unterwerfung“ eine kraftlose Gesellschaft, die sich selber abschafft und einem letztlich vormodernen Islam an den Hals wirft. Die Hauptfigur ist der Typ eines haltlosen, ungebundenen Intellektuellen, ohne Religion oder andere tiefergehende Weltanschauung. Er hat keine Kraft, sich um mehr als sein eigenes Wohlbefinden zu kümmern. Eine zynische Haltung, nicht aus Boshaftigkeit, sondern eben aus Haltlosigkeit. Das Individuum ist eingeschlossen in sich selbst, die gesellschaftliche Einbindung kommt nur noch als Schatten oder theoretisches Gebilde in den Blick und nicht mehr als leibliche und grundlegende Dimension des Lebens. Die Gegenposition ist für mich eine kraftvolle Liberalität, die ich übrigens schon bei Paulus finden kann: „Alles ist erlaubt, aber nicht alles dient zum Guten. Alles ist erlaubt, aber nicht alles baut auf.“ (1. Korinther 10,23). Diese Art Liberalität hatten wir bisher nicht nötig: wir hatten Mauern aus Stein und aus Geld, die uns die Welt vom Halse hielten, wir konnten uns leisten, die Lücken und Freiräume, welche die geistliche Dimension in unserem Leben lässt – die Sehnsucht, die Liebe, der Schmerz, die Leere des Todes, die Frage nach dem Sinn – mit ökonomischem Füllmaterial zu stopfen. Das reicht heute nicht mehr aus. Wir brauchen eine inhaltliche Debatte, von christlicher Seite kenntnisreich geführt. Ein Modell für kraftvolle Liberalität ist Dietrich Bonhoeffer für mich. Für ihn war der Glaube nicht nur individuelle Aufgabe, sondern hatte gesellschaftliche Konsequenzen; dafür hat er 1939 seine sichere Stellung in den USA aufgegeben und ist nach Deutschland zurückgekehrt und aktiv in den Widerstand eingetreten. Freunde haben ihn gewarnt, und sie sollten recht behalten. Im April 1945 haben die Nazis ihn noch wenige Wochen vor Kriegsende hingerichtet. Dem eiligen Leser empfehle ich zur Lektüre seine kurzen Meditationen, die er im Gefängnis von Tegel 1943 unter dem Titel „Nach zehn Jahren“ verfasst hat. Einer meiner Lieblingstexte aus dieser Sammlung mit der Überschrift „Über die Dummheit“ endet mit folgenden wunderbaren Sätzen: „Das Wort der Bibel, dass die Furcht Gottes der Anfang der Weisheit sei, sagt, dass die innere Befreiung des Menschen zum verantwortlichen Leben vor Gott die einzige wirkliche Überwindung der Dummheit ist ... Es wird wirklich darauf ankommen, ob Machthaber sich mehr von der Dummheit oder von der inneren Selbstständigkeit und Klugheit der Menschen versprechen.“ So aktuell kann Glaube sein!

Frank Engelbrecht (abit. 1984)

Hamburg am Vorabend der Reformation

Am 31. Oktober 1517 veröffentlichte Martin Luther seine 95 Thesen gegen den Ablasshandel, ein Vorgang, der letztlich zur Kirchenspaltung führte. Protestanten in aller Welt gedenken im kommenden Jahr dieses Tages. Wie war die Situation in Hamburg vor 500 Jahren?

Auch in Hamburg, damals 14.000 Einwohner zählend, gab es einen schwungvollen Ablasshandel; Luthers aufwühlende Thesen gegen die Erpressungsmethoden der Ablassprediger wurden hier allerdings nicht gleich bekannt. Aber auch ohne die Intervention des kämpferischen Augustinermönchs aus Wittenberg gab es genügend religiösen Sprengstoff, denn die Missstände waren hier wie anderswo offensichtlich.

Habgier und Sittenverfall des Klerus auf der einen Seite, auf der anderen die unbefriedigten religiösen Bedürfnisse der Laien, die sich um ihr Seelenheil sorgten, erklären die ungeheure Durchschlagkraft, die die reformatorische Bewegung entfalten sollte. Oberhaupt der Hamburger Kirche war der bremische Erzbischof; die Kirchenhoheit übte aber dessen lokale Vertretung, das Domkapitel, aus, bestehend aus zwölf Domherren, Bürgersöhne zumeist, zum kleineren Teil auch aus dem Adel stammend. Insgesamt umfasste der Welt- und Ordensklerus etwas mehr als 350 Geistliche, einer auf 40 Einwohner. Die Privilegien, zumal die der Domherren, waren üppig, ihre Leistungen dagegen gering. Der Hamburger Historiker Rainer Postel (abit. 1960), ein ausgewiesener Spezialist für das Reformationszeitalter, bringt die Verfallserscheinungen im Klerus auf den Punkt: „Vernachlässigung geistlicher Pflichten, Inkompetenz, Geldschneiderei, Pfründenjagd, Veruntreuungen und notorischer Sittenverfall“. Statt sich ans Zölibat zu halten, wurde hinter Klostermauern Hurerei getrieben; Postel: „gerade der höhere Klerus kehrte sich wenig an die Zölibatsregel.“ Unmut rief auch die Weigerung des Klerus hervor, sich an öffentlichen Aufgaben zu beteiligen;

Steuern zahlte er nicht, zu Verteidigung und Kriegslasten trug er nichts bei.

Konfliktstoff war also genug vorhanden, und Luthers Ideen, auch wenn sie nur allmählich nach Hamburg vordrangen, wirkten als Treibmittel bei den Reibereien zwischen Kirche und Laien. Ein Beispiel ist der Streit um die Nikolaischule, der schon lange, im Grunde seit Gründung der Schule durch Bürger des Nikolaikirchspiels 1281, schwelte und 1522, mit Beginn der reformatorischen Auseinandersetzungen in Hamburg, wieder aufbrach. Bürger aller vier Kirchspiele (Petri, Nikolai, Katharinen, Jacobi) schlossen sich zusammen, um den Ansprüchen des Domscholastikus Hinrick Banskow, im Rang der dritthöchste der Domherren, entgegenzutreten. Banskow – „mit Besitzstreben, Pfründenjagd und stadtbekanntem Konkubinat ein Muster geistlichen Sittenverfalls“ (Postel) – erhob Anspruch darauf, alle Schulen zu beaufsichtigen, die Lehrkräfte einzustellen und das Schulgeld einzuziehen. Die Kritik der Bürger daran: Nachlässigkeit und Selbstsucht bei der Wahrnehmung dieser Aufgaben. Besonders bei ihrer eigenen Schulgründung, der Nikolaischule, stieß den Bürgern Banskows Fehlverhalten sauer auf. Ihre Kritik, die schon in vorreformatorischen Zeiten laut geworden war, hatte jetzt, in Zeiten anschwellender reformatorischer Polemik, Erfolg. Banskow musste alle Rechte an der Nikolaischule abgeben.

Das war aber erst ein Etappensieg. Bis die Reformation endgültig in Hamburg Einzug hielt, sollte es noch Jahre dauern. Am 23. Mai 1529 wurde die neue Kirchenordnung, die „Hamburger Ordninge“, feierlich verkündet. Der Reformator Johannes Bugenhagen, vom „Rat“ – wie vor 1860 der Senat hieß – nach Hamburg berufen, um die kirchlichen Angelegenheiten neu zu regeln, hatte ganze Arbeit geleistet. Künftig sollte „das reine Wort und das lautere Evangelium frei (gepredigt)“ werden; „aus der Kirche (würde) entfernt (werden), was bislang ohne Gottes Wort

und gegen Gottes Wort und Christenglauben Brauch gewesen ist“; „Pfaffen und Mönche“ sollten „unter dem Schein der Heiligkeit nicht mehr rauben und stehlen können“; für die Jugend sollte „mit guten Schulen“ gesorgt werden – das war die Geburtsstunde des Johanneums! Von Wittenberg aus äußerte sich Philipp Melanchthon lobend über den

friedlichen Verlauf der Reformation in Hamburg: „In diesen bewegten Zeiten war in jener Gegend keine Stadt ruhiger, weil die Besonnenheit ihrer Bürger einzigartig ist.“

Worauf Sie sich jetzt schon freuen können: Näheres über das Geburtsjahr des Johanneums erfahren Sie 2029, wenn die Schule ihr 500-jähriges Jubiläum feiert!

Christenverfolgung



Dietrich Wersich

Dietrich Wersich (abit. 1984), Senator a. D. und unter anderem kirchen- und religionspolitischer Sprecher der Hamburger CDU, will das weitgehend tabuisierte Thema der Christenverfolgung öffentlich machen. Irak, Eritrea, Afghanistan und Syrien rangieren hoch oben im sogenannten Weltverfolgungsindex. Aber nicht nur in diesen Ländern haben Christen unter Repressalien zu leiden. Auch in den Hamburger Flüchtlingsunterkünften gibt es offenbar religiös motivierte Attacken von radikalen muslimischen Migranten auf sie. Diese Übergriffe bereiten Wersich Sorgen: „Es treffen verfolgte Christen in Einzelfällen auf muslimische Verfolger aus ihren Herkunftsländern. Das kann Ängste auslösen, aber auch das Gefühl von Revanche.“ Zum Schutz dieser Migranten schlägt er „Spezialeinrichtungen für die Unterbringung verfolgter und traumatisierter christlicher Flüchtlinge“ vor, außerdem eine Beschwerdestelle, an die sich von Muslimen drangsalierte christliche Flüchtlinge wenden können.

Warum das Thema ein Tabu ist? Für Wersich drückt sich darin eine „Krise unseres eigenen Selbstbewusstseins“ aus; wir würden „fremdeln mit den eigenen Wurzeln“. Der „Selbstzweifel“ sei so groß, dass

Religiöses möglichst an den Rand gedrängt werde. Dabei werde die „alltags- und handlungsprägende Rolle“, die Religion in anderen Ländern spiele, übersehen; uns fehle dafür die nötige Sensibilität. Selbstzweifel falle besonders auch in Teilen der evangelischen Kirche auf. Gewinnen könne man aber nur mit selbstbewusster Verkündung der christlichen Botschaft.

Problematisch sei auch die weitverbreitete Interpretation zum Verhältnis von Glaube und Wissen. Wersich hat den Eindruck, dass das Wissen den Glauben so weit zurückgedrängt hat, dass für ihn nur noch dort Platz sei, wo man (noch) nicht alles weiß, er sei sozusagen eine Restgröße. Dabei geht es darum gar nicht, meint Wersich. Entscheidend sei die Frage, wie ich mich verhalten soll in der Welt. Diese ethische Frage könne die Religion beantworten.

Befragt nach seinem Sprecheramt, meint Wersich, das sei zwar eine weniger bekannte Funktion, gleichwohl eine mit „echter öffentlicher Bedeutung“. Er begrüßt es, dass wir in Deutschland anders als in Frankreich keinen strengen Laizismus haben. Wir dürften den Kontakt zu den Kirchen nicht verlieren, sondern müssten ein partnerschaftliches Verhältnis von Staat und Religion pflegen. Das gelte auch für die muslimischen Gemeinden. Er selbst halte Kontakt zu den Hamburger Moscheen.

Religiöse Vielfalt ist für Wersich eine genuine Integrationsaufgabe, unerlässlich in einer globalisierten Welt. Wir müssten lernen, damit umzugehen – „es führt kein Weg zurück“. Aus christlicher Sicht sei der Christ nichts Besseres als der Moslem. Die Formulierung in der Präambel des Grundgesetzes („Verantwortung vor Gott und den Menschen“) sei Verpflichtung.

Red.



Helmut Kern, der Hafemann

Alt-Kanzler Helmut Schmidt hat festgestellt, dass es eine „lange Reihe europäisch gesonnener und zugleich weltwirtschaftlich orientierter hamburgischer Sozialdemokraten“ gegeben hat. Helmut Kern (abit. 1946) zählt dazu, er ist, so Schmidt, „einer dieser sozialdemokratischen Hanseaten“. In diesem Jahr wird Kern 90 Jahre alt.

Wenn der Name Helmut Kern fällt, denkt man automatisch an den Hamburger Containerhafen. Ohne Kern hätte Hamburg diesen entscheidenden Innovationsschritt zu einer modernen Ausrichtung des Hafens versäumt. Der Hafen war nach dem Krieg zu 80 Prozent zerstört, der Wiederaufbau in den 60er Jahren abgeschlossen, im Grunde in derselben Gestalt wie zuvor. Für Container und die neuartigen Umschlaggeräte, mit denen sie bewegt werden, war kein Platz. Große Landflächen fehlten: „400 Meter Geländetiefe war da hinter der Kai-mauer erforderlich, das gaben die schmalen Rampenschuppen des Hafens nicht her“, erklärt Kern.

Helmut Kern berichtet von seinem Erweckungserlebnis: „Als ich das erste Mal am Kai von Port Elizabeth, dem Containerhafen von New Jersey, stand, war mir sofort klar: Das ist eine Revolutionierung der Transporttechnik! Dies ändert sämtliche Daten im allgemeinen Güterverkehr. Das war 1965. Ein Jahr später kam der Container auch in Deutschland an.“

Zu diesem Zeitpunkt war Kern gerade Wirtschaftsminister geworden, ein sehr junger Minister, nicht einmal 40 Jahre alt. Sein Amtsvorgänger hatte noch gesagt: „Diese Kiste kommt mir nicht in den Hafen.“ Für Kern war das jetzt die Chance, die Modernisierung des Hafens durchzuboxen. „Das war mühsam. Es gab viele Unkenrufe.“ Schwarzseher meinten, niemand würde die Stahlkisten die Elbe runter schiffen. Kern blieb beim eingeschlagenen Kurs. Mutig behauptete er, eines Tages würden 60 Prozent aller Stückgüter per Container transportiert werden. Er sollte

Recht behalten – und mehr als das: Heute kann man 98 Prozent in diese Kisten stecken.

Mit der Containerrevolution veränderten sich ganze Berufsbilder. Kern, der Sozialdemokrat, bedauert das auch heute nicht, sondern sieht die Vorteile. Den Hafemann, der Stückgut mit Schubkarren transportiert, gibt es längst nicht mehr; dafür sitzt jetzt der Kranfahrer auf seiner Containerbrücke und bewegt, aus sicherer Höhe schauend, die Containerkisten. Das ist keine körperlich schwere Drecksarbeit mehr, sondern eine saubere, qualifizierte Beschäftigung. Für Kern waren die Hafemann alten und neuen Schlags gleichermaßen wichtig. Charakteristisch für ihn ist die Offenheit und Unbefangenheit, mit der er auf die Hafemann zuing. Er vermittelte ihnen das Bewusstsein, von wie zentraler Bedeutung sie für den Hafen sind.

Erst mal was Ordentliches lernen

Nach dem Krieg – nach Militärdienst und Gefangenschaft – war Helmut Kern auf der Suche nach einer politischen Gruppierung, in der er sich engagieren konnte. Er wollte mit anpacken, nachdem die NS-Herrschaft das Land ins Chaos gestürzt hatte: „Was in den KZs passiert war, hat uns fassungslos gemacht. Wir hatten ja keine Ahnung. Für uns 10- bis 15-jährige ‚Jungvolk-Jungen‘ war das KZ Dachau ein Umerziehungslager für politische Gegner gewesen.“ Hitler durfte sich niemals wiederholen.

Aber wohin mit dieser Veränderungsenergie? Kern begab sich auf die Suche: „Wir haben alle diese Gruppen abgeklappert, angefangen bei den Christdemokraten bis hin zu den Liberalen. Schließlich landeten wir beim SDS, dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund.“ Das sei damals noch ein „respektabler Verein“ gewesen, bevor er nach links abdriftete. Beim SDS begegnete er Helmut Schmidt, zu dem er sich sofort hingezogen fühlte. Ein halbes Jahr nach der ersten Begegnung mit dem acht Jahre Älteren

wurde er SPD-Mitglied – und ist es bis heute geblieben. Als Schmidt, damals Vorsitzender im SPD-Kreis Nord, sein erstes Bundestagsmandat anstrebte, war Kern für den Wahlkampf im Kreis verantwortlich. Mit Erfolg: Schmidt zog 1953 ins Bonner Parlament ein.

Schmidt war, so Kern, „mitreißend, schlagfertig und manchmal auch verletzend“. Kern spricht von einer Art „Hassliebe“, die ihn mit Schmidt, dieser „überragenden Persönlichkeit“, verband. Für andere Politiker war seine Zuneigung ungeteilter. Für Her-



Helmut Kern begrüßt den schwedischen Ministerpräsidenten Olof Palme, 1973

bert Weichmann, Erster Bürgermeister von 1965 bis 1971, empfand er große Verehrung; Kern nennt ihn „Vater“ Weichmann. „Führungssicher, wie er war, ließ er uns Senatoren machen.“ Er habe den Senatoren ihre Erfolge gegönnt und sich nicht bei jeder Kindergarteneinweihung ins Rampenlicht gedrängt.

Dass Helmut Kern der SPD beitrug, war ihm nicht an der Wiege gesungen worden. Er stammt aus einem konservativen Elternhaus, der Vater hatte einen kleinen Betrieb für grafischen Bedarf und war politisch deutsch-national gesinnt. Der Vater hielt zwar nicht viel von den Nazis, von der Weimarer Republik allerdings auch nicht. Vielleicht erklärt es sich von daher, dass Kern stets kritische Distanz zu linken Dogmatikern hielt, wenn sie in der SPD die Meinungsführerschaft anstrebten. Andererseits betont er, dass der „Wille zur Gerechtigkeit“ für ihn stets eine wichtige Triebfeder gewesen sei.

Kern wollte kein Berufspolitiker werden. Erst mal „was Ordentliches lernen“, das war sein Leitspruch. Mit etwas Glück bekam er gleich nach dem Abitur 1946 einen Studienplatz an der Hamburger Universität; seine Fächer waren Germanistik und Geschichte. Schon während des Studiums fing er eine kaufmännische Lehre an, um, wie er sagt, „etwas Sicheres in der Hand“ zu haben, falls er mit dazu beitragen müsste, die Familie zu ernähren. Er fuhr also „zweigleisig“. Der Kaufmannsberuf erschien ihm schließlich als die attraktivere Option, und er ließ, nach sechs Semestern, das Studium sausen. Er reüssierte schnell, wurde Geschäftsführer einer Druckerei, dann einer kleinen Reederei, und 1961 saß er bereits im Vorstand der Cranzer Fischdampfer AG. Helmut Kern wurde zum „Hafenmann“, der er dann auch immer geblieben ist.

Dass er „Hafenmann“ auch in der Politik bleiben wollte, machte er schnell klar. Als Bürgerschaftsabgeordneter (ab 1957) profilierte er sich als Experte für Wirtschaftsfragen, Schwerpunkt: Hafen und Verkehr, wurde Fraktionssprecher für Wirtschaftsfragen und 1966, als die SPD die absolute Mehrheit errang und die FDP das von ihr bisher beanspruchte Wirtschaftsressort aufgeben musste, Senator der Wirtschafts- und Verkehrsbehörde.

Die Liste seiner Erfolge ist mit der Einführung des Containerhafens nicht geschlossen. In der Ägide Kern wurden mehrere Großunternehmen angesiedelt, Philips in Rahlstedt etwa, und die Kupferhütte an der Peute neu gebaut. Beiersdorf und Darboven, denen andere Betriebsflächen angeboten wurden, konnten dazu bewegt werden, die Stadt nicht zu verlassen. Mit den Hamburger Stahlwerken und den Hamburger Aluminiumwerke wurde das industrielle Standbein der Stadt gestärkt, mit dem Hansaport der Hafen weiter ausgebaut.

Infrastrukturprojekte spielten eine große Rolle in seiner Amtszeit: Der Bau der Köhlbrandbrücke, die die westliche und östliche Hafenseite verbindet, gehörte dazu, weiter der Start des Hamburger Verkehrsverbunds (HVV), also des Zusammenschlusses von Hamburger Hochbahn, S-Bahn und weiteren Nahverkehrsunternehmen. Angeregt hat er schließlich auch die Lage des Congresscentrums: dicht am

Messegelände, direkt neben einem Bahnhof (Dammtor Bahnhof) und doch im Grünen (Planten un Blumen). Alles Projekte, auf die er mit Stolz zurückschaut.

Dass der Flughafen Kaltenkirchen nicht gebaut worden ist, reut ihn heute noch. „Fuhlsbüttel“ mit seiner stadtzentralen Lage sei doch einfach nur eine große Lärmbelästigung für die Hundertausenden von Bürgern, die im Umkreis wohnen. Dabei hatte sich alles so gut angelassen. Das Gelände war gekauft worden, die Bebauungspläne waren fertig. Aber dann bekam der Senat kalte Füße. „Der Kern immer mit seinen großen Plänen“, habe es geheißen. Dabei hätte der Flughafen in Kaltenkirchen die Chance gehabt, das nordeuropäische Luftkreuz zu werden. Im Rückblick: ein gescheitertes Projekt, allerdings eines von wenigen.

Ob ihn Bonn, der Sitz der Bundesregierung, gereizt habe? Kern schüttelt den Kopf. Es habe zwar Angebote gegeben, aber für ihn war und blieb Hamburg sein Betätigungsfeld – und seine Leidenschaft: „Ich mache Politik für diese Stadt“, Punktum! Wo sonst hätte er auch seinem Hobby, dem Fahrtensegeln, so ausgiebig nachgehen können: „Segeln bedeutet für mich: Freiheit.“ Seine Schiffe hießen „Kismet“, er hat sie von I bis X durchnummeriert. Der Name war nicht zufällig gewählt. Seemannisches Können reiche nicht aus, auf See sei man von der Natur, ja, vom „Schicksal“ abhängig, man werde geradezu „demütigt“.

Auch nach seiner Zeit als Wirtschaftsberater stand der Hafen im Mittelpunkt. Von 1976 bis 1991 war Kern Vorstandsvorsitzender der Hamburger Hafen und Lagerhaus AG (HHLA). Er erinnert sich: „Die Macht aus der Hand zu geben, tut weh. Aber ich bin schließlich nicht in ein Loch gefallen. Ich wurde Chef einer hochinteressanten Behörde. Meine Aufgabe war es, diese Behörde zu einem leistungsfähigen Unternehmen zu machen.“ Die Aufgabe war nicht leicht, denn Anfang der 80er Jahre war die HHLA in schwere See geraten und schrieb achtstellige rote Zahlen. „Mir blieb gar nichts anderes übrig, als den Laden entweder an die Wand zu fahren oder ihn mit Gewalt zu sanieren.“ Die Sanierung gelang. Als Kern die HHLA 1991 verließ, war das Unternehmen wieder in der Gewinnzone.

Johanniter war Helmuth Kern mit Unterbrechungen. 1937 in die Sexta eingeschult, verließ er die Anstalt 1941 wieder. Er habe gelitten unter dem berüchtigten Werner Fuhs, habe aber auch Lehrer gehabt, zu denen er aufschauen konnte, Walter Vogel etwa. Kern macht der Schule keine Vorwürfe, sondern gesteht ein, er sei „stinkfaul“ und ein „sauschlechter Schüler“ gewesen. Sein Vater habe gemeint, er wäre in der Uckermark besser aufgehoben als in Hamburg, wo durch fehlende Lehrer, die eingezogen worden waren, und der Fliegeralarme wegen doch nur ständig Unterricht ausfalle: „Der Junge muss arbeiten lernen.“ Seine neue Schule war für die nächsten vier Jahre das renommierte Joachimsthaler Gymnasium in Templin. Dann diente er für ein halbes Jahr als Luftwaffenhelfer – ein Schicksal, das er mit vielen seiner Generationsgenossen teilt –, anschließend wurde er, 17-jährig, als Reserveoffizieranwärter zum Militärdienst eingezogen. Mit seinem Artillerieregiment sollte er Berlin „befreien“. Stattdessen flohen sie Richtung Westen.

Beim Verlassen der Schule war ihm der „Reifevermerk“ ausgehändigt worden, fürs Studium nicht ausreichend, wie sich nach Kriegsende schnell herausstellen sollte. Im Oktober 1945 – hinter ihm lagen die Flucht vor der Roten Armee und die Entlassung aus englischer Gefangenschaft – meldete er sich deshalb zurück am Johanneum, um einen „Ergänzungskurs“ zu besuchen. Den hat er in besserer Erinnerung als die erste Hamburger Schulzeit; im Gedächtnis geblieben ist ihm besonders der Altphilologe Wilhelm Quandt („konservativ und ungemein ehrenwert“). „Heute vor zwei Jahren“, habe Quandt einmal gesagt, „ist mein Sohn gefallen. Und nun wollen wir fortfahren.“ So eine Äußerung vergesse man nicht. Ebenso unvergesslich ist ihm auch, wie er mit Mitschülern die LKW entladen habe, um die ausgelagerten Bücher in die Bibliothek im Dachgeschoss zurückzubringen; viele Karteikarten für die Inventarisierung mussten neu angelegt werden. Nach einem intensiven halben Jahr („ungeheuer viel gelernt“) verließ Kern das Johanneum, diesmal mit einem richtigen Reifezeugnis in der Tasche. Der weitere Weg ist bekannt.

Uwe Reimer

Werden Sie Buchpate!

GÖTTERLEHRE UND FÜNFSPRACHIGE BIBEL BRAUCHEN IHRE UNTERSTÜTZUNG

Die Suche nach Buchpaten für den Catalogus Lectionum und die Mineralogie von Friedrich Mohs im JOHANNEUM 2/2015 war erfolgreich. Alle Bände sind dank der großzügigen Spenden nun restauriert und stehen den Nutzern wieder zur Verfügung. Dieser Erfolg ermutigt Ines Domeyer, Leiterin der Bibliotheca Johannei und Lehrerin für die Alten Sprachen, erneut zwei Werke vorzustellen, die dringend Paten suchen, damit sie restauriert werden können. Interessenten für Buchpatenschaften, auch als besonderes Geschenk, wenden sich bitte an das Bibliotheksteam (040/4 28 82 72 18 oder per Mail an hauptbibliothek@johanneum-hamburg.de).

Karl Philipp Moritz: Götterlehre oder mythologische Dichtungen der Alten. Berlin 1791

Ein unscheinbarer blauer Einband aus Pappe mit arg bestoßenen Ecken und Kanten umschließt einen kleinen Schatz der Hauptbibliothek. Der Autor Karl Philipp Moritz (1756–1793), den man vor allem durch seinen Roman „Anton Reiser“ kennt, hat 1791 auch ein Buch über antike Mythologie verfasst. In der Einleitung heißt es: „Die mythologischen Dichtungen müssen als eine Sprache der Phantasie betrachtet werden: Als eine solche genommen, machen sie gleichsam eine Welt für sich aus, und sind aus dem Zusammenhange der wirklichen Dinge herausgehoben.“ Um dem Leser die Götterwelt nahezubringen, stellt Moritz in kurzen Texten Götter, Helden und sagenhafte Orte vor, ergänzt durch „fünf und sechzig in Kupfer gestochene Abbildungen nach antiken geschnittenen Steinen und anderen Denkmälern des Altertums“. Die kleinen, wenn auch leider etwas blassen Kupferstiche sind ein besonderer Schmuck dieses Buches und erfreuen den heutigen Betrachter durch ihre schlichte, ganz auf das Wesentliche beschränkte Darstellung.

So schreibt Moritz über Jupiter im Kampf gegen die Giganten: „In dem hier beigefügten, nach einem der schönsten Werke des Alterthums verfertigten Umriss, heben die mächtigen Söhne der Erde, unter Jupiters Donnerwagen zu Boden gestreckt, dennoch ihr drohendes Haupt empor. – Macht ist gegen Macht empört.“

Da unter den ehemaligen Johannitern sicher Liebhaber der griechischen und römischen Mythologie zu finden sind, wird hoffentlich ein Buchpate die wertvolle Erstausgabe der Götterlehre für 100,00 € restaurieren lassen.



Titelseite der „Götterlehre“

Biblia Pentapla, Das ist: Die Bücher der Heiligen Schrift ... nach fünffacher Verdolmetschung. Hamburg 1710

Zurzeit katalogisiert unser Bibliothekar Kai Schröder die Bände der Abteilung XVII Theologie. Dort gibt es unter den zahlreichen Bibeln besondere Exemplare wie z. B. die Biblia Pentapla, die fünfsprachige Bibel, die 1710–1712 in mehreren Bänden in Hamburg gedruckt wurde. Diese Bibel zeigt in fünf Spalten nebeneinander die römisch-katholische, die evangelisch-lutherische, die evangelisch-reformierte, die jüdische und die holländische Übersetzung, „da immer eine die andere erklärt“. Wenn die Schülerinnen und Schüler im Rahmen des Religionsunterrichts an einer Bibliotheksführung zum



Biblia Pentapla

Thema „Bibel“ teilnehmen, ist die fünfssprachige Bibel immer ein wichtiger Teil des Programms als außergewöhnliches Beispiel für Bibelübersetzungen. Doch leider lassen sich die Bände kaum benutzen: Sie werden fast nur noch von Papierbänderolen zusammengehalten, die die schadhafte oder gar nicht mehr vorhandenen Einbände notdürftig

ersetzen. Deshalb erfordert die Restaurierung der Bibeln einen höheren finanziellen Aufwand. Vier Bände sind zu restaurieren und je nach Grad der Beschädigung belaufen sich die Kosten pro Band auf 550–770 €. Vielleicht kann so ein hoher Betrag auch von mehreren Paten zusammengelegt werden?

ERFOLGREICH RESTAURIERT



vorher

nachher

Im vergangenen Jahr haben wir dazu aufgerufen, Friedrich Mohs „Grundriss der Mineralogie“ von 1822/1824 zu restaurieren. Wir sind sehr froh darüber, dass sich schnell ein Spender gefunden hat für diese seltene Ausgabe in der naturwissenschaftlichen Abteilung unserer Hauptbibliothek.

Betr. Max Nonne

Im JOHANNEUM 1/2016 wurde von der Umbenennung der Max-Nonne-Straße in Langenhorn berichtet. Nonne, Abiturient des Jahres 1879 und berühmter Neurologe, werden Äußerungen über die Vernichtung „lebensunwerten“ Lebens zum Vorwurf gemacht; er sei ein „Unterstützer des deutschen Faschismus“ gewesen. Rudolf W. C. Janzen, selber Professor für Neurologie, hofft, dass seine Zeilen eine „versuchsweise tiefere Selbstreflexion“ anstoßen.

Als Johanniter (abit. 1960) und späterer Neurologe, der Max Nonne als hochbetagten Ur-Neurologen noch persönlich kennengelernt hat (er war damals Gast in meinem Elternhaus in Dortmund) und einiges aus den Gesprächen meines Vaters über ihn gelernt hat, möchte ich doch eine differenziertere Sicht auf seine zitierten Äußerungen anregen wollen. Die Textteile geben – für mich bedauerlicherweise – eine Haltung wieder, die zweifelsohne unärztlich ist, jedenfalls auch heute noch, wo wir Tötungsprozeduren unter ärztlicher Leitung und, fast könnte man sagen, Indikation kennenlernen müssen. Insofern ist es sehr wesentlich, auf die damaligen Momente des Versagens in der ärztlichen Einstellung hinzuweisen. Es ist aber auch anzumerken, dass diese Positionierung aus einer paternalistischen Haltung zu den Leidensproblemen der Betroffenen und deren Familien gewachsen ist, eine Vorgeschichte, die bis in das 19. Jahrhundert zurückreicht, Anfang des Jahrhunderts sich verstärkte und leider in vielen anderen europäischen Ländern parallel auftrat. Max Nonne war in diese Einstellungsstränge natürlich eingebunden. Er ist – nachträglich gesehen – auch in seiner damals dominanten Position gegenüber den „Kriegszitterern“ [Anm. der Reaktion: spezifische Form der posttraumatischen Belastungsstörung] von seinen Fachkollegen angegriffen worden, die dann Recht behielten, dass es sich bei diesen Phänomenen nicht nur um psychopathische



Fehlreaktionen gehandelt hat. Er hat seine unärztliche Position in der Euthanasieproblematik nicht erkannt. Andererseits muss man sich auch fragen, wer nach 1945 eine solche gutachterliche Stellungnahme angefordert hat. Die Übergänge vom Nazi-Deutschland in die Vorläuferstadien des neuen Deutschland sind aber ein anderes Kapitel.

Das Urteil von Frau Meyer-Lenz kann ich zwar oberflächlich nachvollziehen, aber die Verstrickung in eine damalige Mainstream-Position kann man nicht so forciert als „Unterstützung des Faschismus“ deuten. Dem stehen andere Handlungen von Max Nonne entgegen, die Hilfe für bedrohte Kollegen belegen (hierfür kann ich nur die Äußerungen meines Vaters, Prof. Dr. med. Dr. phil. Rudolf Wilhelm Janzen, vormals Ordinarius für Neurologie im UKE, anführen).

Es ist für die nachfolgende Generation immer schwierig, die Verstrickungen auch wesentlicher Leistungsträger zu würdigen, die Einengung durch die beruflichen Aufgaben kann nicht selten erst spät zur Wahrnehmung der eigenen Schwachstellen oder schwerwiegender Fehler führen. In unserer Gegenwart sind wir ebenso nicht davor gefeit.

Rudolf W. Janzen (abit. 1960)

Aus der Ehemaligen-Produktion

Prof. **Gunnar Schwarting** (abit. 1968) veröffentlichte 2015 sein neues Buch „Risikomanagement in Kommunen“, 2016 erschien die Artikelsammlung „Die Stadt und ihr Geld“. Ebenfalls 2016 wurde sein Buch „Den kommunalen Haushalt richtig lesen und verstehen“ in 5. Auflage herausgebracht. Für die Friedrich-Ebert-Stiftung schrieb er die Broschüre „Älter sein und älter werden in der Kommune“.

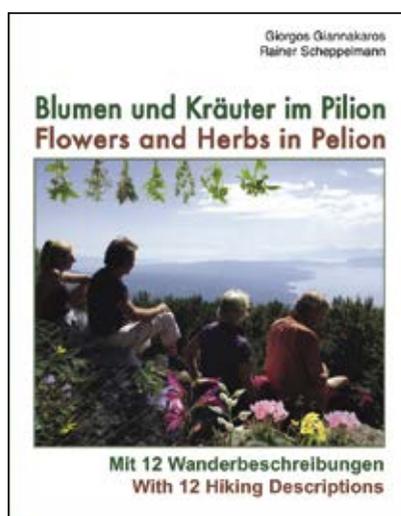
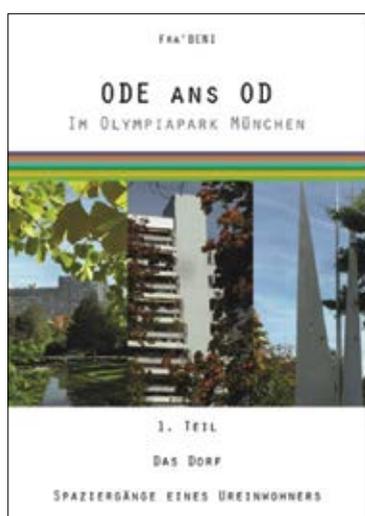
Von **Frank Becker-Nickels** (abit. 1962) erschien 2015 der erste Teil seines Buches über das Olympische Dorf in München: „ODE ans OD. Im Olympiapark München. Teil 1: Das Dorf.“ Der zweite Teil über das Zeltdach und den großen Park samt Umfeld erscheint im Herbst 2016. Das Buch ist Resümee eines „Ureinwohners“, der selbst ein Stadtplaner ist, über mehr als 40 Jahre Wohnen und Leben im olympischen Dorf (OD).

2016 hat Prof. **Ralph Sauer** (abit. 1947) „Sternbilder des Lebens. Authentische Christen im Porträt“ im Verlag des Katholischen Bibelwerks veröffentlicht. Der Autor ist der Ansicht: „Wer sich in das Leben dieser Menschen angesprochen, oft aber auch beschämt von ihrer Radikalität und Hingabebereitschaft.“

Ebenfalls 2016 ist Prof. **Reinhold Mokrosch** (abit. 1959) mit einem neuen Buch hervorgetreten: „Religionsunterricht kooperativ! Zusammenarbeit zwischen Christen, Juden, Muslimen und Buddhisten in der Schule“, Kohlhammer Verlag Stuttgart. Bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen gibt er den Band „Gerechtigkeit, Frieden und Glück – ein Wertauftrag an die Schule“ heraus.

Bereits in der 7. Auflage liegt das von Prof. **Thomas Oppermann** (abit. 1951) und anderen herausgegebene Standardwerk „Europarecht“ vor. Laut C. H. Beck Verlag ist das Buch „bestens geeignet für die Ausbildung, aber auch für die Praxis“.

Rainer Scheppelmann (abit. 1968) möchte den Wander- und Kräutertourismus im griechischen Pilion ankurbeln und hat deshalb einen Pflanzenführer geschrieben: „Blumen und Kräuter im Pilion – Flowers and Herbs in Pelion. Mit 12 Wanderbeschreibungen – With 12 Hiking Descriptions“. Das Buch enthält 180 Abbildungen, ist bei der Edition Kentavros erschienen und auch als e-Book erhältlich (www.damouchari.info).





Peter Sieveking (abit. 1950) legt den zweiten Band seiner Erinnerungen vor. Während der erste Band („Erlebt und bedacht“, 2004) den Zeitraum 1930 bis 1980 abdeckt, also bis zu seinem 50. Lebensjahr, befasst sich das neue Buch mit Sievekings Erfahrungen in den folgenden Dezennien. Sievekings Motiv? „Ich habe es seit langem als Mangel empfunden, von meinen Vorfahren außer ihren Namen wenig zu wissen.“ Das soll ihm mit den eigenen Nachkommen nicht passieren. Ihnen möchte er mit seinem Erinnerungsbuch ein „zuverlässiges Bild“ von sich vermitteln: „Es ist in erster Linie für die Familie gedacht.“ Wer sich darüber hinaus dafür interessiert, ist aber, so der Verfasser, „als Leser gern willkommen“.

Wer sich auf fast 400 Seiten Erinnerungen einlässt, erfährt nicht nur etwas über den Menschen Peter Sieveking, seine Erlebnisse und Einsichten, einschließlich delikater Angelegenheiten wie der Prostateoperation, sondern bekommt zugleich ein Stück Sozialbiografie geliefert: Was bewegt ihn, den angesehenen Hamburger Notar, aus einer alten Hanseatenfamilie, die zwei Bürgermeister stellte, stammend? In welchen Kreisen verkehrt er, wem begegnet er? Welchen Ritualen und Gebräuchen folgt seine Familie?

Die Familie („der archimedische Punkt meines Lebens“) wird vor allem in den

Festen greifbar, immer in angemessen-stilvoller Umgebung: Silberhochzeit in den „Jahreszeiten“, Goldene Hochzeit im „Interconti“; Trauung des Sohnes im Michel und Hochzeit im NRV; Hochzeit der Tochter in Königstein im Taunus; Geburtstagsfeiern auf dem Stillberg, im Übersee-Club und im „Atlantic“. Von „gesellschaftlichem Glanz“ spricht Sieveking. Bei all diesen Gelegenheiten hielt er Ansprachen, die im Buch nachzulesen sind. Zur Feier der eigenen Silbernen Hochzeit etwa berichtet er von einer „Sage, die mit dem Fliegen zu tun hat“: der Ikarus-Sage. Die Sage veranschauliche, dass das Vierteljahrhundert („wo ist es geblieben?“) mit sagenhafter Geschwindigkeit vergangen sei.

Die Bezüge zur griechischen Sagenwelt können als unausgesprochene Reverenz gegenüber dem Johanneum, wo es ihn besonders zu den Alten Sprachen hingezogen hatte, gelesen werden. Es bleibt nicht beim „Ikarus“. Bei Gelegenheit einer anderen Silberhochzeit nimmt Sieveking sich die Metamorphosen Ovids vor; Ovid sagt von Pyramus und Thisbe: „iuvenum pulcherrismus alter, altera, quas oriens habuit, praelata puellis“. Eine anspielungsreiche Schmeichelei: „er der schönste unter den Jünglingen, sie von allen Mädchen des Orients die liebreizendste.“

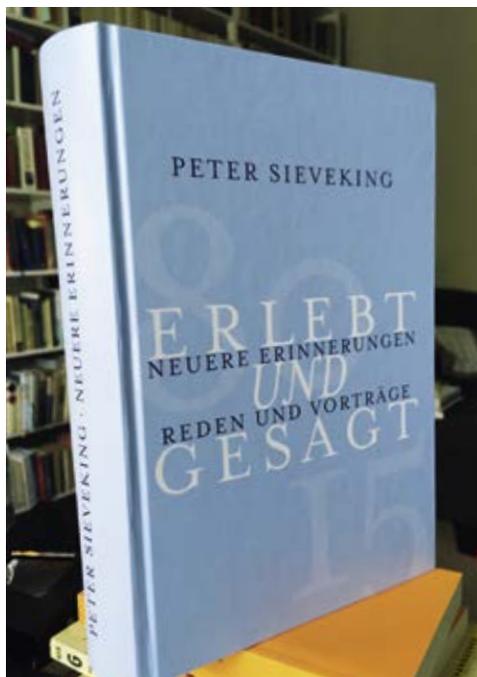
Die Reden sind nicht ohne Humor. Als Laudator seines Bruders erinnert sich

Sieveking an den „dies ater“: „Als mich unser Vater frühmorgens mit der Nachricht von deiner Geburt weckte, setzte ich ihn davon in Kenntnis, dass ‚der Junge nicht mit meiner Eisenbahn spielen‘ dürfe. Wie schön waren die annähernd sechs Jahre gewesen, in denen ich im Mittelpunkt allen familiären Geschehens gestanden hatte!“ Aber Besserung sei eingetreten: „Irgendwann fängst du an zu denken. Das war eine Weichenstellung auf dem Wege einer Annäherung. Wir fingen an, gelegentlich miteinander zu reden.“

Bürgerliches Leistungsstreben und Bildungsbewusstsein findet seinen Niederschlag: „Seid aktiv! Sucht den Erfolg durch Leistung!“ gibt Peter Sieveking dem frisch getrauten Sohn samt Schwiegertochter mit auf den Weg, „lasst euch durch Misserfolge nicht beirren.“ Er weiß aber auch, Schiller zitierend: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zuteil.“ Für die Tochter und ihren Bräutigam hat er ein Goethe-Wort zur Hand: „Was hilft uns überwinden? Die Liebe.“ Dass er mit seiner Frau großes Glück gehabt hat, ist Anlass für ein weiteres Goethe-Zitat: „Ich wünsche mir eine hübsche Frau, die nicht alles nähme gar zu genau, die aber zugleich am besten verstände, wie ich mich selbst am besten befände.“

Sievekings Verbundenheit mit seiner studentischen Verbindung, den Tübinger Schwaben („Corps Suevia“), ist eng, von geradezu „schicksalhaftem Rang“, aber nicht unkritisch. Bei einer Totenehrung für die gefallenen Corpsbüder erwähnt er, dass nach dem Ersten Weltkrieg ein „Ungeist“ geherrscht habe, dem man „auch in der Geschichte unseres Bundes“ begegne. Das positive Gegenbild sei Ulrich von Hassel gewesen, Widerstandskämpfer des 20. Juli, Corpsbruder auch er. Dass seit 1971 keine Bestimmungsmensuren mehr geschlagen werden, begrüßt Sieveking. Nicht das Fechten mache den „Schwabengeist“ aus, sondern, wie es in der Präambel der Corps-Konstitution heißt, das „gemeinsame Streben nach moralischer Tüchtigkeit ohne Heuchelei und nach wissenschaftlicher Ausbildung“ – „mit der Absicht, Charaktere zu bilden, die auch im späteren Leben ihre Tüchtigkeit an den Tag legen werden“.

Welche Überzeugungen Sieveking vertritt, welche geistigen Interessen er verfolgt,



kann man den Vorträgen, die er vor seinen rotarischen Freunden bei deren Meetings im Hotel „Vier Jahreszeiten“ hielt, entnehmen. Als er zum Präsidenten für das Rotary Jahr 1988/89 gewählt worden war, nimmt er die Antrittsrede zum Anlass, nach Ziel und Sinn zu fragen: „Unser Ziel ist Dienstbereitschaft im täglichen Leben, und wir sollen diesem Ziel durch Pflege der Freundschaft näher kommen, einer Freundschaft zwischen Gleichgesinnten, die durch gegenseitige Achtung, durch Vertrauen und durch Sympathie so fest gefügt sein sollte, dass eben keiner sich allein fühlen muss, wenn sich die Zeiten einmal für ihn verdunkeln.“ In seinem Präsidentenjahr unterstützen die Rotarier die Amalie Sieveking-Stiftung mit einem namhaften Betrag.

Mitglied im Rotary-Club Hamburg, dem ersten und damit ältesten Rotary-Club Deutschlands, zu sein, war für Sieveking nicht nur eine Frage des gesellschaftlichen Umgangs, sondern auch eine intellektuelle Herausforderung. Aber wo er sich wirklich zu Hause fühlte, war anderswo, nämlich in der „Gesellschaft Einigkeit“, einem Herrenclub, dessen Besonderheit darin besteht, dass er nicht mehr als 20 Mitglieder haben darf; zur Aufnahme des zwanzigsten ist ein einstimmiger Beschluss der 19 Mitglieder

erforderlich. „Was hier stattfand, war hamburgische Gesellschaft im althergebrachten Sinne, dem Einblick von außen entzogen.“ Naserümpfend distanziert sich Sieveking von der „neuen, besser als Society bezeichneten Gesellschaft“, der es wichtiger sei, Aufsehen zu erregen, als Ansehen zu gewinnen. Aber denen ist dann eben auch der Weg in die „Gesellschaft“ versperrt.

Ein Kapitel, das eher aus dem Rahmen fällt, trägt die Überschrift: „Die Gnade der späten Geburt“. Sieveking setzt sich darin mit dieser, von Helmut Kohl gebrauchten Formulierung auseinander. Auch er, im selben Jahr wie Kohl geboren, spürt diese Gnade: „Als der Zweite Weltkrieg zu Ende ging, war ich vierzehn Jahre alt“ – zu jung, um schuldig geworden zu sein. Ganz anders die Generation seines Vaters Nikolaus Sieveking, der allerdings eine Ausnahme bildete: Er gehörte zu den Wenigen, die Hitler nicht blindlings gefolgt waren, sondern ihre humane Orientierung bewahrten. Peter Sieveking druckt Auszüge aus dem Tagebuch seines Vaters ab, die dessen distanziert-kritische Haltung zum NS-Regime belegen. Die Hellsichtigkeit macht diese Passagen besonders lesenswert.

Sieveking war 38 Jahre lang als Notar tätig, von 1962 bis 2000. Damit befasst sich das Kapitel „Bergstraße 11“. Kaufverträge beurkunden, Grundschulden bestellen, Leibrenten und Schenkungen regeln, Erbaueinsetzungen unter Miterben bearbeiten – all das gehörte zum Alltag der notariellen Praxis. „Sehr persönliche Bekenntnisse bis hin zu wahren Lebensbeichten habe ich bei solchen Besprechungen gehört.“ Sieveking, der anfänglich einmal mit dem Beruf des Altphilologen geliebäugelt hatte, dann aber zur Juristerei gewechselt war, ist glücklich mit seiner Berufswahl: „der Beruf war für mich optimal.“ Er habe es genossen, „weisungsunabhängig“ zu sein: „Es gab niemanden, der mir hätte vorschreiben können, wie eine Sache zu entscheiden sei: das musste man höchstselbst tun.“ Andere Berufe kamen nicht in Betracht: „Die Justiz schied aus, weil ich mich mit den Bezügen eines Richters nicht hätte begnügen mögen.“

Der dritte große Bereich, neben den Immobilien- und den Erbsachen, war die Betreuung von Unternehmen. In der

Bergstraße galt diese Betätigung als die „vornehmste“, denn „das Ansehen eines Notariats beruhte sehr weitgehend darauf, welche bedeutenden Unternehmen dort zur Klientel gehörten.“ Hier kam es, wie Sieveking schreibt, zur Begegnung mit den „Spitzen der Gesellschaft“. Zu den Unternehmen, die er betreute, gehörten u.a. Beiersdorf, Albingia, Gruner und Jahr, Mobil Oil, Rob. M. Sloman, Hapag-Lloyd, M.M. Warburg & Co. Im einen oder anderen Fall war Kontaktabahnung über den Rotary Club oder den Golfclub hilfreich. Meist war es aber so, dass er die Mandate von seinen Seniorpartnern „erbte“: Wenn die Firmen mit einem Notar zufrieden gewesen seien, dann hielten sie ihm auch die Treue. Jüngere Notare hätten es deshalb schwer gehabt, bedeutendere Firmen als Klienten zu gewinnen. Grenzwertige Erfahrungen machte Sieveking mit der russischen Klientel der Schwarzmeer- & Ostseerversicherung, an deren Aufsichtsratsessen er teilzunehmen hatte: „Auf dem Tisch standen sauber aufgereiht über die ganze Länge Wodkaflaschen, eine neben der anderen, aus denen sich die Teilnehmer unablässig bedienten.“ Anschließend das Notariat ganz nüchtern zu erreichen, war ausgeschlossen.

Mit 70 Jahren schied Sieveking aus der Sozietät aus, in der er fast vier Jahrzehnte tätig gewesen war, zuletzt als Seniorpartner. In einer der Reden, die zu seiner Verabschiedung gehalten wurden, hieß es: „Der Name Sieveking steht nicht bloß für einen Hamburgischen Notar – der Name Sieveking ist eine notarielle Institution.“

Red..

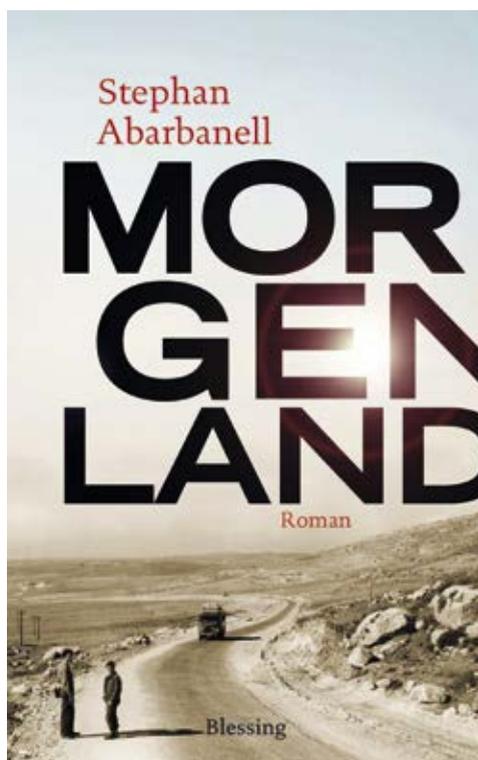
*Peter Sieveking, Erlebt und gesagt.
Neuere Erinnerungen, Reden und Vorträge,
Hamburg 2015*

Auf der Suche nach Raphael Lind

Stephan Abarbanell (abit. 1976), Kulturschef beim Rundfunk Berlin Brandenburg, hat seinen ersten Roman veröffentlicht. Wir schreiben das 1946: Lilya Wasserfall ist im Widerstand gegen die britische Mandatsmacht in Palästina aktiv und hofft darauf, bei der nächsten großen Sabotageaktion eingesetzt zu werden. Doch sie bekommt einen ganz anderen Auftrag: Im zerstörten Deutschland soll sie nach dem verschollenen jüdischen Wissenschaftler Raphael Lind suchen. Nach Angaben der Briten ist er in einem Konzentrationslager ermordet worden, sein Bruder in Jerusalem hat jedoch Hinweise darauf, dass er noch lebt.

Ihre Suche führt die junge Frau zunächst nach London, dann ins Camp Föhrenwald bei Wolfratshausen für sogenannte Displaced Persons, meist Juden, die als heimatlose Ausländer hoffen, nach Palästina oder in die Vereinigten Staaten ausreisen zu können. Berlin und das Konzentrationslager Bergen-Belsen sind weitere Stationen von Lilya Wasserfalls Reise. Schnell wird klar, dass nicht nur der britische Geheimdienst etwas mit Linds Verschwinden zu tun hat. Auch ein unbekannter Verfolger will verhindern, dass die junge Frau den Wissenschaftler findet.

Abarbanells Roman hat viele Facetten: Er ist Abenteuergeschichte, Spionagethriller, Liebesgeschichte und historisches Lehrstück in einem. Den Buchtitel „Morgenland“ will der Autor als Metapher für eine bessere Zukunft verstanden wissen: „Morgenland“ ist ja ein wunderschönes Wort, auch wenn es heute nur noch wenig gebraucht wird. Der Roman beginnt in dieser Region. Aber keiner der Protagonisten ist dort, wo er sein will. Keiner ist an seinem Platz. Das Motiv durchdringt den Roman. Ursprünglich sollte der Titel ‚Displaced‘ heißen. Morgenland ist insofern die positivere Variante von Displaced, was so viel bedeutet wie ‚nicht in seiner Heimat sein‘.“



Wie er auf die Idee zu seinem Roman gekommen ist? „In der Zeitung fand ich vor einigen Jahren einen Artikel, der mich neugierig gemacht hat: Ein kurzer Bericht über die bislang unbekannte Reise von Gerschom Scholem, einem bedeutenden Judentums-wissenschaftler, der 1946 von Palästina nach Deutschland gereist ist. Scholem, in Berlin aufgewachsen und bereits in den 20ern nach Palästina ausgewandert, war im Auftrag der Hebräischen Universität auf der Suche nach geraubten Büchern aus jüdischem Besitz in das zerstörte Land gekommen. Er wollte sie finden, retten und nach Palästina bringen. Es war für ihn auch ein Wiedersehen mit seiner Heimat, dem Land seiner Eltern und seines älteren Bruders Werner, der als Kommunist und Jude von den Nazis ermordet worden war. Die Reise war ein Fehlschlag, deprimiert fand sich Scholem nach einigen Monaten in



Stephan Abarbanell

Palästi“na wieder. Diese Geschichte hat mich nicht mehr losgelassen und selbst auf eine Reise geschickt.“

Dass er erst relativ spät zu schreiben begonnen hat, erklärt er so: „Ich habe schon als junger Mensch viel geschrieben, immer wieder Texte begonnen, aber nie vollendet. Vor fünf, sechs Jahren habe ich mir dann gesagt, entweder fange ich jetzt richtig an

oder ich werde die Idee nie zu Ende bringen. Ich wollte dabei auch einen Roman schreiben über etwas, das mich selbst neugierig macht, woran ich emotional beteiligt bin. Der Staat Israel – seine Genese, Gegenwart und Zukunft – hat mich immer interessiert. Meine Familiengeschichte ist jüdisch. Mein Urgroßvater war Jude. Allerdings war er preußisch-kaisertreu und hat sich assimiliert. Mein Großvater war ‚Halbjud‘. Er hat zwar überlegt, in der Nazizeit auszuwandern, die Entscheidung aber immer wieder hinausgezögert. Er und mein Vater haben die Diktatur überlebt. Sie kamen nicht ins Konzentrationslager, wurden aber ausgegrenzt. Die Leute haben sie gemieden. Dabei fühlte sich meine Familie in Deutschland zu Hause. Das hat sie geprägt.“

Stephan Abarbanell, *Morgenland*,
München 2015

Der Architekt als Bauherr

Das Haus, das ein Architekt für sich selbst baut, bei dem also Entwerfer und Bauherr eins sind, ist etwas Besonderes. Gert Kähler (ab. 1962) und Hans Bunge stellen solche Architekten-Häuser in den Mittelpunkt ihrer neuen Publikation und zeigen, was dabei herauskommt, wenn die Idee des Gestalters nicht durch die Wünsche des Bauherrn beeinflusst wird. Einen Blick hinter die Kulissen des vielleicht nicht in jedem Falle »idealen Hauses« ermöglichen die über 800 Fotografien und Pläne vom Wohnen und Leben in Hamburg zwischen 1890 und 1990. Gefragt wird auch danach, wie sich das eigene Haus im Gesamtwerk spiegelt. Aus der Summe der Einzelbeiträge zu den rund 60 vorgestellten Hamburger Architekten ergibt sich ein Epochenbild hanseatischer Wohnbauarchitektur des 20. Jahrhunderts – ergänzt um kenntnisreiche Beiträge zu den Themen Gartengestaltung, Wohnkultur und »Das Atelier im eigenen Haus«.



Gert Kähler und Hans Bunge (Hrsg.), *Der Architekt als Bauherr. Hamburger Baumeister und ihr Wohnhaus*, Hamburg 2016 (Schriftenreihe des Hamburgischen Architekturarchivs)

1700er

disc. 1708–1710 – Hermann Samuel Reimarus

Über Mitschüler und Lehrer hört man gern mal Privates. Von Hermann Samuel Reimarus, der am Johanneum seine schulische Ausbildung erhielt und später Rektor des Akademischen Gymnasiums wurde, der universitären Folgeeinrichtung des Johanneums, wissen wir neuerdings, was in seinem Hause angeschafft und verköstigt wurde. Seine Haushaltsbücher, die das deutsch-amerikanische Wissenschaftlerpaar Almut und Paul S. Spalding veröffentlicht hat, gewähren tiefen Einblick: Penibel verzeichneten Reimarus und seine Tochter Elise über mehr als ein halbes Jahrhundert jede finanzielle Aktion, vom Kauf von Kerzen über die Beschaffung von Oliven hin zum Erwerb einer Tabaksdose, die in dem aufwendigen Haushalt anfiel.



1960er

abit. 1968 – Gunnar Schwarting

Prof. Gunnar Schwarting ist neuer Vorsitzender der Johann-Joachim-Becher Stiftung in Speyer, die alle drei Jahre einen Preis zu Ehren des in Speyer geborenen Universalgelehrten J. J. Becher (1635 – 1682) auslobt. 2016 erinnerte Schwarting in mehreren Vorträgen in Mainz und Speyer an das „Jahr ohne Sommer“ 1816.



1980er

abit. 1983 – Thomas K. Hertz

Dr. Thomas K. Hertz hat seine neurologisch-psychiatrische Praxis zum Sommer an den Rathausmarkt, Mönckebergstraße 31 verlegt.

abit. 1984 – Stephan Dahrendorf

Stephan Dahrendorf ist auf der diesjährigen Mitgliederversammlung des Hamburger Hockey Verbandes zum „Vorstand Sport“ gewählt worden. Beruflich ist er geschäftsführender Gesellschafter der Unternehmens- und Outplacementberatung „Inplace Personalmanagement GmbH“.



abit. 1984 – Max Johns

Prof. Max Johns hat seine Antrittsvorlesung in der HSBA Hamburg School of Business Administration gehalten („Schifffahrt: Asset Play und Dienstleistung im globalen Wettbewerb“). Die HSBA hat ihr Department Maritime & Logistics erweitert und mit Max Johns einen ausgewiesenen Experten für den Bereich Schifffahrt berufen.



abit. 1987 – David Linden

David Linden (rechts hinten im Bild), Psychiater und Professor für Translational Neuroscience an der Cardiff University in Wales, hatte die Gelegenheit, Queen Elizabeth II. ein Experiment mit der funktionellen Magnetresonanztomographie zu erläutern. Anlass war die Eröffnung von Europas modernstem Forschungszentrum für Hirnbildgebung in Cardiff. Die Queen (Linden: „eine beeindruckende Frau“) war „absolut präsent“ und an medizinischen Fragen sehr interessiert. Ihr Kommentar zu den Forschungsergebnissen: „fascinating“.



1990er

abit. 1991 – Christian Herz

Christian Herz und Olga von Rosen freuen sich über die Geburt ihres Sohnes Fabian Max Anton.

2000er

abit. 2002 – Christoph Wohlleben

Christoph Wohlleben ist seit 2011 das Gesicht des Lokal-senders „Wismar TV“. Als leitender Redakteur ist der 33-Jährige ebenfalls für die meisten Inhalte des Senders verantwortlich, betätigt sich als Sprecher und Autor von Film-Texten und natürlich als Nachrichtensprecher, Reporter und Moderator vor der Kamera. Bei der diesjährigen Verleihung des Deutschen Regionalfernsehpreises „Regiostar“ in Duisburg gewann er zum zweiten Mal den Preis in der Kategorie „Bester Moderator“. Wohlleben: „Das ist eine unglaubliche Ehre für mich. Zu den Besten zu gehören, das gibt einem die nötige Energie, sich tagtäglich anzustrengen.“

abit. 2005 – Christoph Ploß

Christoph Ploß hat sich in einer Kampfabstimmung gegen den bisherigen Vorsitzenden Dietrich Wersich (abit.



1984) als neuer Kreischef der CDU-Hamburg-Nord durchgesetzt. Er wird außerdem einer der vier Stellvertreter von Landeschef Roland Heintze. Ploß: „Mein Ziel ist es, die CDU Hamburg-Nord zum Motor und Meinungsbildner der Hamburger CDU zu machen.“

abit. 2005 – Hinrich Heuer

Hinrich und Ariane Heuer sind kirchlich getraut worden und haben bei dieser Gelegenheit auch ihren Sohn Anton taufen lassen.



Klassentreffen

abit. 1960

Am 1. Februar gedachten elf Mitglieder der Klasse 13 a der 56. Wiederkehr des Tags ihres mündlichen Abiturs; vertraute Örtlichkeit waren die „Kartoffelstuben“ in den Colonnaden. Die Klasse trifft sich neuerdings nicht mehr im festen Fünf-Jahres-Rhythmus, sondern in kürzeren Abständen, da „die Einschlüge immer kürzer werden“. Erstaunt war man darüber, den Spruch über der Aulabühne („δωσω υμιν στομα και σοφια“) jeden Montag während der Morgenandacht vor Augen gehabt zu haben, aber, so Eberhard Schümann: „keiner von uns hat in den sieben Jahren danach gefragt, woher er stammt und was er bedeutet.“

abit. 1976

Die 76er haben sich am Samstag, den 4. Juni im Winterhuder Fährhaus zur 40-jährigen



Abifeier getroffen. 22 Ehemalige waren der Einladung gefolgt, und da der Wettergott ein Einsehen hatte, erfolgte das Treffen im Freien. Trotz Google und Co. konnte zu acht ehemaligen Klassenkameraden kein Kontakt aufgenommen werden: Stephan Braum, Stefan Glinski, Ingo Gödeke, Roland Jebens, Stefan Jung, Wolfgang Leis, Stefan Reme, Ulf Eckart Schütze und Klaus van Velzen. Wer weiß Näheres über ihren Verbleib?

abit. 1996

Der Abiturjahrgang von 1996 traf sich zum 20-jährigen Jubiläum am 11. Juni im Stadtpark. Übereinstimmende Meinung: „Es war ein freudiges



Wiedersehen mit regem Austausch.“ Ausgelungen ist der Abend gemütlich in einer Bar am Borgweg.

VERSTORBENE EHEMALIGE

abit. 1937

Dr. Hans-Joachim Köhler

abit. 1946

Ernst Günther Lundius

abit. 1947

Dr. Wolfgang Hübschmann, Karlsruhe

abit. 1948

Christoph Heitmann, Stuttgart

Enno Pawlowsky, Dortmund

abit. 1950

Dr. Harthmut Horstkotte, Berlin

abit. 1952

Max Bernd Lurati, Hamburg

abit. 1953

Peter Queitsch, Hamburg

abit. 1954

Dr. Claus Franz-Anton Niemeyer, Hamburg

abit. 1955

Dr. Horst Daube, Hamburg

abit. 1956

Peter von Dieckhoff

Hans von Lacroix, Hamburg

abit. 1959

Karl Dittmann, Hamburg

abit. 1961

Johann Hinrich Framheim, Hamburg

abit. 1972

Albert Umland

praec. 2011 – 2016

Jens Martin Höhne, Hamburg

